



Thomas Valentin Lesebuch

Zusammengestellt von
Norbert Otto Eke und Dagmar Olsz-Eke

in der 36. Ausgabe,
Fussball für den Fortschritt
Sagen und Geschichten über
Wörter und Redensarten
Wieder zum Geist
Tätigkeit und Kunst
Stimmen aus der
Landes- und
Katholische
Spezialausgabe
und
...

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 16

Thomas Valentin Lesebuch

Zusammengestellt und
mit einem Nachwort
von
Norbert Otto Eke
und
Dagmar Olasz-Eke



NYLANDS KLEINE WESTFÄLISCHE BIBLIOTHEK 16

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
herausgegeben im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
in Zusammenarbeit mit dem Westfälischen
Literaturmuseum Haus Nottbeck und dem
Förderverein Kulturgut Haus Nottbeck
von Walter Gödden
Band 16

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Da-
ten sind im Internet über [<http://dnb.ddb.de>] abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und
alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile des-
selben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in an-
deren als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige
schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung im AISTHESIS Verlag
© 2008 Nyland-Stiftung, Köln
ISBN: 978-3-89528-660-5
Redaktion: Wolfgang Delseit
Lektorat: Lelo C. Burkert-Auch
Satz: TIESLED Satz & Service, Köln
Umschlaggestaltung: AWard Associates, Münster
Druck: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten
Printed in Germany

Inhalt

Frühlicht	7
Hölle für Kinder	9
Die Unberatenen	15
Goldlack (<i>Bänkellied</i>)	45
Tragisches Mobile	46
Der Auftrag	47
Vincent malt einen Stuhl	57
Idas Menagerie	62
Stilleben mit Schlangen. Natura morta	73
Jugend einer Studienrätin	88
Käfige der Freiheit	103
Bruchstück	106
Ertrinkend	107
Alter Hof	108
Schnee vom Ätna	109
Aber das da!	111
Turiddu	117
Grabbes letzter Sommer	125
Nachwort	139
Textnachweise	158

Frühlicht

Die Hunde
an der dürren Kette
der Bauernhäuser
recken gähmend
die rote Zunge
gegen den Mond.

Die krumme Sichel
schlitzt
Wolkenballen auf;
kühl
flockt das Licht
auf die seufzende Erde.

Die rostige Trompete
des Hahns
hebt an
und zersplittert.
Im Tau
des vergessenen Eimers
sprüht
der Tag.

Spätherbst

Winter des Herbstes,
Fällt von dein Kopf!
Schaue Hand der Dämonen
Und in Dämmern sein Rufe.

Hinter den Gärten
Tänzen auf dem Kranz,
Stimmen fängt die Luft
Und aus Sphärenwelt herüber.

Kriechen die Sphären,
Sphären im Pfad!
Sonne der Liebe,
Verloft ist dein Rufe.

Thomas Valentin: *Spätherbst (Ende Oktober)*
(Schweizerisches Literaturarchiv Bern)

Hölle für Kinder

Das Treppenhaus bleibt immer dunkel. Die verglommene Birne im Flur wird nie ersetzt, und das einzige Fenster glotzt gegen eine bepißte Brandmauer.

Dieses Treppenhaus ist die Wohnung der Hausbesitzerin, Frau Buchholtz. Sie scheint niemals zu essen, zu schlafen, sie wuselt im Treppenhaus auf und nieder, trägt Schuhkartons in den Laden, trägt Schuhkartons ins Lager, preßt die Tageskasse an den kurzatmigen Melonenbusen, sieht hinter ihren Söhnen her, begießt die Azalee auf dem Podest, kontrolliert das Dienstmädchen beim Bohnern.

Frau Buchholtz ist Witwe. Ihr Mann hat sie gute fünfzehn Jahre lang betrogen, und als sie schließlich dahinterkam, ist er schleunigst gestorben. Sie haust mit ihren zwei Söhnen und dem Dienstmädchen über dem Laden und unter uns, im Zwischenstock.

Ihr ältester Sohn heißt Charlie. Herr Buchholtz hatte in seiner Jugend in London gearbeitet, bevor er in den kleinen, aber florierenden Schuhladen einheiratete. Charlie ist das Verbindungsstück zwischen der ledernen Gegenwart und der galanten Vergangenheit seines Vaters.

Charlie trägt lange Koteletten und ein dünnes, ausrasiertes Barthalmöndchen auf der Oberlippe. Er besuchte mit Ausdauer das Gymnasium und macht jetzt seiner Mutter die Freude zu studieren.

In den Semesterferien kommen manchmal junge Mädchen zu Frau Buchholtz in das Treppenhaus und schluchzen. Sie klopfen ihnen mit ihrer kurzen, trockenen Hand wohlwollend den Rücken und sagt: »Kinder, er kann euch ja nicht alle heiraten! Suchen Sie sich einen ordent-

lichen Handwerker, ehe Sie niederkommen. Handwerk hat goldenen Boden.«

Louis verdankt seinen Namen den pikanten französischen Romanen, die Frau Buchholtz las, solange ihr Mann sie mit augenzwinkernder Rührigkeit mit jener Dame betrog, die Gerty hieß und Pediküre war.

Louis sieht aus wie der Rüde einer sehr traurigen, sehr mageren, sehr boshaften Hunderasse. Er steht im Laden und überwacht die drei Verkäuferinnen. Sie knien demütig vor den unrettbar zu großen Füßen der quengelnden Kundinnen, und Louis lehnt an der Kasse, korrekt, dünn, scharf.

Die Verkäuferinnen äugen zu ihm auf, und er, der Dirigent, gibt mit seinen grauen Fischaugen den Einsatz, nach dem sie ihren Werbetext säuseln, sanft, diskret, geschmackvoll.

In den toten Stunden des Geschäfts bestellt Louis sie in das Lager, einzeln, und hier, auf einem Stapel Kalbsleder, nimmt er sie, stumm, eilig, angewidert.

Niemand hat den Schlüssel zum Lager, außer ihm und seiner Mutter, und wenn Frau Buchholtz in diesen Nachtischstunden das Lager betritt, dann klatscht Louis in die Hände wie jemand, der sich den Schmutz einer notwendigen Arbeit abschlägt. Frau Buchholtz verzieht ihren kleinen, säuerlichen Mund zu einem dünnen Lächeln und zieht sich ganz leise wieder zurück.

Trude ist mittellos und verwandt mit Frau Buchholtz. Das macht ihre Abhängigkeit unauflöslich und entsetzlich intim. Nichts aber ist verhängnisvoller für sie als ihre Schönheit. Trude hat das tragische Glück, mit ihren sechzehn Jahren genauso auszusehen wie das Mädchen, das Frau Buchholtz brennend gern einmal gewesen wäre; wie das nackte Mädchen auf dem Pornofoto, das Charlie in seiner Brieftasche trägt; wie das Mädchen, das Louis vor sich sieht, wenn er stumm und angeekelt im Schuhlager die kichernden Verkäuferinnen nimmt.

Trude ist verurteilt, im Leben zu bewirken: Haß, Träume, Laster. Sie stellen ihr alle nach und sperren sie in einen Käfig mit dreifachem Gitter. Allein Geld kann Trude Freiheit verschaffen, darum geben sie ihr nicht viel davon, lediglich kleine Münzen, mißtrauisch und drohend aufgezählt. Sie halten sie gefangen – ihr Tier, das der Besitzer aus dunklen Gründen eher zu schlachten als freizugeben bereit ist.

Niemals taucht Trude im Laden auf. Wenn sie über die Straße geht, zum Bäcker, zum Metzger, zum Wirt, gehetzt und ängstlich, vermummen altmodische, abgetragene Kleider von Frau Buchholtz ihre Schönheit mit Stumpfsinn und Narretei.

Vor Ostern läßt sich Trude einmal weiße Atlasschuhe schicken. Sie hat das Angebot in einer Illustrierten gelesen, »Postkarte genügt...«. Sie gibt unsere Adresse an.

Das Paket kommt. Trude zählt die Markstücke auf unse- ren Küchentisch und schleicht mit den Schuhen durch das Treppenhaus auf ihr Zimmer.

Nach dem Abendessen klingelt sie, läuft durch den Flur, steht in der Küche und schlägt ihren Mantel zurück. Sie trägt eines dieser trostlosen Kleider, die nach dem abge- standenen Schweiß nicht gelebter Jahre riechen. Aber ihre nackten, hohen Beine stecken in weißen Tanzschu- hen. Sie lacht wie eine Bacchantin.

Ich stehe am Treppengeländer und höre sie in diesen einen Abend Freiheit schleichen, gehe zu Bett und lau- sche auf ihre Rückkehr. Sie kommt um elf.

Dann höre ich die spitze, belfernde Stimme von Frau Buchholtz »Louis! Louis!« kreischen, springe auf, tappe ans Treppengeländer und sehe, wie Louis Trude über die Dielen schleift.

»Bitte nicht, o bitte, das nicht!« wimmert ihre Stimme, aber ich höre den klatschenden Takt des Lederriemens, höre, wie ihre Kleider zerreißen, und wieder: »Bitte nicht, o bitte, das nicht!« Und dann nur noch das Klat-

schen, lange, regelmäßig, korrekt. Ich werde entsetzlich erregt davon und weiß, daß Trude die erste Frau ist, die ich liebe. Wie ein Sechsjähriger lieben kann.

Als die Stubentür sich öffnet, sehe ich Frau Buchholtz einen Moment lang im Lichtsektor stehen. Sie ruckt ihren Kopf vor und starrt auf den Boden in Trudes Zimmer. Ihre Zungenspitze fährt nervös durch die trockenen Lippen, und ich sehe den harten Glanz des Rausches, den ich von Vater kenne, in ihren engen, schwarzen Augen. Sie bückt sich und fischt einen weißen Schuh von den Dielen auf. Dann schlüpft sie zurück in ihren Korridor.

Trude kommt nie wieder zu uns in die Wohnung. Ich sehe sie nur noch selten durch das Treppenhaus huschen, farblos und verkleidet.

[...]

Die Sonntagvormittage sind zu lang.

Am Abend vorher ist es immer spät geworden, und Vater bleibt im Bett, frühstückt, raucht, liest ein Buch über die vollkommene Ehe. Ich sehe ihn durch die halboffene Tür in dem zerwühlten Bett liegen, aber ich mache mich dünn, damit er mich nicht zu Gesicht bekommt. Sonst muß ich ihm seinen Frühschoppen aus dem Keller holen, und ich erinnere mich zu gut daran, daß die Bierflasche mir einmal hingefallen ist, und was dann kam.

Mutter sieht sonntags ramponiert und mürrisch aus. Sie zieht sich in der Küche an, dreht das Radio auf und hört den Gottesdienst. Wenn »Harre, meine Seele« georgelt wird oder »Ich bete an die Macht der Liebe«, singt sie laut mit. Ihre Stimme ist geborsten und schrill. Vater ruft aus dem Schlafzimmer: »Halt die Klappe«, aber Mutter singt immer weiter, bis sie heult.

Ich laufe hinter das Haus und füttere meine Kaninchen. Dann hole ich meinen Ball, werfe ihn gegen die Wand und spiele mit mir selbst. Manchmal schieße ich ihn

hoch über den Zaun und muß hinterdrein laufen. Dann sieht mich Mutter unterm Fenster vorbeiwitschen und ruft: »Bleib hier, Fred!« Sie ist nicht mehr gern allein mit Vater.

An diesem Sonntagmorgen krakeelt Vater erst nur vor sich hin, weil kein weißes Hemd mehr gebügelt im Schrank liegt. Ich sehe ihn hinter der Fensterscheibe auf und ab gehen und sich in den Bartstoppeln kratzen. Mutter stellt das Bügeleisen ein und singt immer weiter. Ich höre auf, den Ball gegen die Wand zu bolzen, und suche nach einem Gebet gegen den Sonntagmorgen, finde aber keines.

Im Haus fliegen jetzt die Türen; Vater taucht schon in der Küche auf. Er krakeelt lauter und schmeißt ein Stück Kuchen durchs Fenster, aber Mutter singt immer noch »Ich bete an die Macht der Liebe«.

Vater schließt das Fenster, doch Mutter macht es wieder auf, und dann höre ich Vater brüllen: »Du faule Sau!« und will fortlaufen, aber Mutter reißt die Tür auf und heult: »Komm herein, komm herein!«

Ich kehre zurück und bleibe an der Tür stehen. Mutter lehnt an der Wand, sie hat beide Arme vor dem Gesicht wie ein Boxer, wenn er in Doppeldeckung geht, und Vater steht halb angezogen vor ihr und trommelt mit den Fäusten auf ihr herum. Er sieht schmutzig-gelb aus unter den schwarzen Stoppeln und trifft nicht immer, so wütend ist er, und einmal schlägt er daneben, gegen die Wand. Die Hand platzt ihm am Knöchel auf und fängt an zu bluten. Mutter nimmt die Arme herunter, lacht grell und spuckt ihm mitten ins Gesicht. In diesem Augenblick haut ihr Vater mit der Faust auf das linke Auge. Es schwillt schnell an und sieht bald aus wie eine halbreife Reineclaude. Mutter flennt nur noch ganz jämmerlich, und Vater steht kalkweiß vor ihr und kaut an seinem Schnurrbart.

Plötzlich reißt er den Schürhaken vom Herd, und ich laufe schreiend durch den Flur, aber Vater überholt mich, stößt mich zu Boden und rennt weiter. Ich höre Mutter in der Küche winseln, aber ich bleibe auf der Treppe sitzen und warte, daß es vorbeigeht.

Der Gendarm wohnt nur drei Häuser weiter, und ich sehe ihn alle Tage im Hof seinen Tschako putzen. Jetzt glänzt der auf seinem Kopf. Der Gendarm geht vor Vater her stramm durch die Küchentür und sieht sich Mutter an, die auf dem Fußboden liegt und heult. Vater lacht amüsiert auf und sagt: »Jetzt hat sich das Aas auch noch selbst aufs Auge geknallt, und vor fünf Minuten wollte sie mir mit dem Schürhaken den Schädel einschlagen!« Er tupft mit dem Taschentuch einen Kratzer an der Stirn ab, den ich vorher nicht gesehen habe.

Mutter kreischt: »Der Hund lügt, Herr Wachtmeister, er lügt! Fragen Sie den Jungen! Er hat alles mit angesehen!« Sie drehen sich alle drei nach mir um und starren mich an, eine lange, lange Zeit, aber ich sage kein Wort.

Dann spricht der Gendarm sehr viel von »Es kommt überall einmal etwas vor« und »Denken Sie doch an Ihre Kinder« und »Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg!« und »Natürlich nicht dienstlich, unter Nachbarn«.

Schließlich setzen wir uns alle um den Kaffeetisch und essen den ganzen Streuselkuchen auf.

Die Unberatenen

Rull stieg hinauf in seine Mansarde, warf sich auf die Couch und grub den Kopf in die Kissen.

»Scheiße!« brüllte er nach ein paar Minuten. »Beschissene Scheiße!«

Er blieb eine viertel Stunde liegen und döste vor sich hin. Aus der Etage seiner Eltern hörte er den Applaus der Zuschauer beim Fernsehquiz.

Plötzlich warf er sich herum, zog die Knie ans Kinn und krümmte sich vor Lachen.

»Der brütende Adolf«, dachte er. »Adolf, der Dauerbrüter. Wien neunzehnhundertdreizehn, vor fünfzig Jahren. Wenn der 'nen andern Vadder gehabt hätte und nur zwei, drei andere Lehrer, vielleicht wäre unsere Geschichte dann anders gelaufen. Unberatene, arme Wildsau aus dem Böhmerwald.« Was zitiert Fazke am laufenden Band: »Kinder haben ihre Lehrer, Erwachsene die Dichter.« Von irgend so'm alten Griechen. Gar nicht schlecht. Bloß, wo sind sie denn, die Dichter für uns? Diese Alten, die Klassiker, die hatten andre Sorgen! »Suchst du das Höchste, das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren; was sie willenslos ist, sei du es wollend – das ist's!« Und die Jungen? Die schreiben Hieroglyphen. Existentielle Kreuzworträtsel. Nur leben kann man nicht damit. Warum schreibt denn keiner, was uns auf den Nägeln brennt? Warum schlagen die sich denn nicht mit der Gegenwart herum, in our time? Und helfen uns dadurch ein bißchen, die Vergangenheit zu bewältigen? Brecht hat das gemacht. Ist tot. Saint-Ex hat's versucht. Tot. Camus, der hat's gekonnt. Am Baum. Wer noch? Wenn ich nur den Kafka kapieren könnt. Der hat uns was zu erzählen, etwas, das man wissen muß, um durchzukommen. Aber man braucht einen Dolmetscher. Fazke

dolmetscht nicht, Fazke quasselt. ›Klugscheißer!‹ – da hat Vadder recht.

Rull räkelte sich, striegelte mit den Fingern über seine dichten, kurzen Haare, stand auf und schlurfte zum Fenster.

An der Straßenecke vor dem ›Walhalla‹ stauten sich die Menschen. Die rote Leuchtreklame strahlte seit drei Wochen ein Schlafzimmermädchen an, das sich unerschöpflich in die Brust warf.

Rull fischte eine trockene, krümelige Zigarette aus seinen Jeans und steckte sie an.

Er stellte den Plattenspieler an und legte ›When the Saints go marching in‹ auf. Dann warf er seine Schulbücher und Hefte in die Mappe und sah noch einmal auf dem Stundenplan nach.

Als es im Zimmer stichdunkel wurde, machte er die Tischlampe an, kramte einen Stoß Briefkarten aus der Schublade und mischte sie wie ein Spiel. Auf der Karte, die jetzt oben lag, stand:

›Der Mensch ist nicht ganz und gar schuldig, denn er hat die Geschichte nicht begonnen; und nicht ganz und gar unschuldig, denn er setzt sie fort.‹

Rull mischte die Karten noch einmal und hob wieder die oberste ab. Diesmal las er:

›Du bekommst für mich das Rätselhafte, das alle Tyrannen haben, deren Recht auf ihrer Person, nicht auf dem Denken begründet ist.‹

Er mischte ein drittes Mal, und auf der Karte, die er jetzt zog, stand:

›Es gibt keine Freiheit ohne gegenseitiges Verständnis.‹

Rull steckte die drei Karten in seinen Anorak, verschloß die andern wieder in der Schublade, öffnete seine Tür und schlich hinunter auf die abendliche Straße.

Als er den Bahnhofplatz vorm ›Milano‹ überquerte, schlug es halb neun.

– sagte Schanko:

»Warum habt ihr uns überhaupt auf Kiel gelegt, ehe ihr verheiratet wart?«

Schankos Mutter bügelte weiter und schnuffelte.

»Und warum habt ihr nicht wenigstens geheiratet, als es soweit war?«

»Er bekam kein Urlaub, fünfundvierzig.«

»Fauler Zauber! Bei der Bundeswehr bekommen sie Sonderurlaub, wenn die Oma Schnupfen hat.«

»'s war Krieg!«

Schanko lag auf der Couch in der Küche und hielt den schwarzen Rahmen mit dem Soldatenfoto seines Vaters über sich, wie einen Spiegel.

»Sah gar nicht übel aus, mein Herr Erzeuger!«

Mutter stellte das Bügeleisen auf eine umgedrehte Untertasse, kam herüber und riß ihm das Bild aus der Hand.

»Du bist'n Kujon!« sagte sie schrill.

»Ja, ich weiß. Mir fehlt der Vater!«

Schanko schnellte von der Couch hoch, stellte sich vor den Spiegel und drückte einen Pickel aus.

»Haste deine Schulaufgaben gemacht?«

»Mach ich morgen früh!«

»Ginther, du schaffst's doch diesmal?«

»Aber bombensicher, alte Dame! Dann übernimmt die Bundeswehr meine Verpflegung, und ich bin dir von der Tasche.«

Mutter setzte das Bügeleisen so hart auf, daß die Untertasse zersprang.

»Jetzt ist's genug! Ich laß mir nicht mehr von dir so iebers Maul fahrn, du Vagabund! Morgen friehe geh ich zum Vormund! Hab ich mich dafür achtzehn Jahre geplagt, nur damit de –«

»Schon gut, schon gut, alte Dame! Die Oper kennen wir. Ich zieh schon Leine.«

Schanko schliefte durch den düsteren Flur in das Hinterzimmer, das er mit seiner Zwillingsschwester teilte.

Er warf sich auf sein Bett, langte in das Bücherregal und las ein paar Seiten ›Hinter den Kulissen des Wirtschaftswunders‹.

»Diese Schweine! Diese Schweine!« sagte er dann laut und fing an, sich lustlos mit seinem Penis zu beschäftigen.

Seine Schwester trippelte über den Flur, er hörte auf, blieb aber liegen und sagte:

»Könntest du mir zwei Steine pumpen, sister?«

»Nein! Für was?«

»Kino.«

»Mit wem?«

»Ihr Weiber denkt auch Tag und Nacht nichts anderes als: mit wem?«

Schanko stand auf, wühlte in den Hosentaschen, grinste und stopfte sich schließlich eine Pfeife.

»Was war'n mit Mama?« fragte seine Schwester und schaltete das Kofferradio ein.

»Der übliche Zirkus.«

»Sie hat geheult.«

»Soll öfters vorkommen.«

»Du bist widerlich!«

»Du bist süß, Rosemarie.«

»An deiner Stelle würde ich mich untern Erdboden schämen.«

»Ich mich an deiner auch.«

»Warum? Ich wüßte nicht, warum!«

»Du hast 'nen neuen Lutschefleck am Hals.«

»Das ist nicht wahr.«

»Hier – bitte, schön weit unten!«

Schanko zog einen Spiegel aus der Tasche und hielt ihn seiner Schwester vor. Sie wurde rot und suchte nach ihrer Puderdose.

»Na, siehste! Geld macht sinnlich. Was zahlt der –«

»Kümmere dich lieber um eine Stelle!« sagte seine Schwester und setzte sich vor die Frisierkommode.
 »Schon erledigt, sister.«
 »Angabe. Wer will dich schon haben!«
 »Du wirst dich wundern: die Bundeswehr.«
 »Wer?«
 »Die Bundeswehr!«
 Schanko nahm Haltung an und marschierte im Paradeschritt durch das Zimmer.
 »Ach, deshalb bist so besonders fies heute! Wenigstens vor denen haste Respekt, was?«
 »Keine verfrühten Hoffnungen, sister. Ich geh nicht!«
 »Was? Ich denke, du mußt –«
 »Ich verweigere mal kurz, sister!«
 »Das gibt's doch gar nicht!«
 »Aber gewiß, sister! Demokratie – schon mal was davon gehört? Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland, Artikel vier, Absatz drei.«
 »Und was willst du angeben?«
 »Angeben? Ich verweigere aus Gewissensnöten!«
 »Du und 'n Gewissen! Ein Feigling bist, sonst nichts!«
 »Vorsicht, sister: Beleidigungen dieser Art sind strafbar. Ich bin ein Urchrist – damit du klar siehst.«
 »Was?«
 »Ein Urchrist – ein an die Bibel gebundener protestantischer Christ. Und Christus hat gesagt: ›Wer das Schwert zieht, wird durch das Schwert umkommen.««
 »Wer hat dir denn die Fisimatenten in den Kopf gesetzt? Der Lumumba natürlich!«
 »Köpfchen, Köpfchen, sister. Dummheit siegt, aber Intelligenz schöpft den Rahm ab.«
 »Widerlicher Knilch!«
 Schanko verfiel in ein hohes, keckerndes Lachen und klopfte auf dem Fensterbrett seine Pfeife aus.
 »Abendbrot!« rief Mutter aus der Küche.

Schankos Schwester legte den Augenbrauenstift weg und ging hinaus. Schanko brach sein Gelächter so plötzlich ab, wie er es angefangen hatte, rammte die Hände in die Taschen und zockelte ihr nach.

»Er muß zur Bundeswehr, wenn er mit der Penne fertig ist. Und will nicht: verweigert!« sagte Rosemarie in der Küche.

»Das hätt sein Papa besser ooch mal können. Dann wär mir vill erspart blieben.«

»Mir auch«, knurrte Schanko.

»Dir? Wo hat's dir denn an was gefehlt? An 'nem Hintern voll Schläge, was?«

»Warum hat denn Vater nicht verweigert?« fragte Rosemarie.

»Bei Hitler ging das nicht. Der stellte jeden an die Wand, der nicht wollte wie er. Oder schickte ihn in Sommerfrische.«

»Wohin?« fragte Rosemarie.

»Nach Dachau oder wo die Lager damals warn. Wir haben immer gesagt: in Sommerfrische.«

Die Schwester sah Schanko hoffnungsvoll an.

»Heute haben wir 'ne Demokratie«, sagte er grienend.

»Feine Sache: Erlaubt ist, was gefällt.«

»Für dich wär's gutt, wenn's noch eine Zucht und Ordnung gäb, wie damals. Dir bekommt's nicht, daß –«

»Aber bestens, alte Dame. Ich tu dem Gesetz ja gar nichts. Im Gegenteil, ich bleibe ihm treu. Ich verweigere aus Gewissensnöten.«

»Ich tat mich Sünd' fürchten«, sagte die Mutter.

»Der Gott, der Eisen wachsen ließ, ließ auch das Korn wachsen, die Flinte hineinzuwerfen!« sagte Schanko und kreuzte die Arme.

»Wo hast'n das wieder her?«

»Bildung, sister! Bildung erst macht den Proleten zum Abendländer!«

»Ihr lest zuvill heutzutag«, sagte die Mutter.

»Ihr habt zu wenig gelesen, alte Dame. Sonst säßen wir heute nicht in dem Loch hier.«
 »Wir mußten uns abschinden.«
 »Da halt ich nicht viel von«, meinte Schanko und hielt seinen Teller neben die Bratkartoffelpfanne.
 »Aber andere, die arbeiten, anpumpen – das kannst.«
 »Petzen ist kein schöner Charakterzug, Schwesterherz.«
 »Hat er dich wieder wollen anpumpen? Wofiere?«
 »Kino. Weitet den Horizont.«
 »Nimmste mich wenigstens mit?« fragte Rosemarie.
 »Was gibt's 'n?«
 »Schwarzer Kies.«
 »Was ist'n das?«
 »Geld auf die krumme Tour.«
 »Da geht ihr mir nicht hin. Daß ihr's gehört habt!«
 »Hab ich längst schon gesehn«, sagte Rosemarie enttäuscht.
 »Oder auf die horizontale. Sich legen bringt Segen!«
 »Schweig still, oder ich schlag dir die Zähne in'n Hals!«
 »Ruhig Blut, alte Dame! Wenn du besser für Kies gesorgt hättest, brauchten wir jetzt nicht Klinken putzen zu gehn.«
 »Ich hab mein Lebtag ehrlich gearbeitet! Unn gereicht hat's fier euch woll auch immer noch!«
 »Gereicht, gereicht! Das reicht eben nicht, alte Dame. Damit bleibst du ein Prolet in Deutsch-Schlaraffia.«
 »Hier hat jeder zu essen, drieben noch lange nicht!«
 »Das sind die Stimmen, mit denen die CDU jeden Wahlkampf gewinnt! Demokratie geht durch den Magen«, feixte Schanko und stocherte in den Zähnen.
 »Von Politik versteh ich nischte.«
 »Aber wählen darfst! Und tuste – weil wir nämlich eine Demokratie haben.«
 »Nee, weil mir der Adenauer ohne Bart lieber ist als alle andern, die ich erlebt habb mit Bart: den mit'm ge-

zwirbelten, den mit 'ner Fliege und ooch den mit'm Spitzbart!«

Rosemarie rollte ihre Strümpfe herunter und fragte:

»Wo hast'n 's Waschpulver?«

»Drieben auf'm Fenster!«

Schanko steckte sich seine Pfeife an und legte sich auf die Couch.

»In den Sommerferien, als ich im Straßenbau malocht hab«, sagte er und zog den Rauch tief in die Lunge, »da mußten wir einmal ein Stück Trottoir pflastern vor der Villa von Pradek, dem Ganoven –«

»Der hat mit nischt angefangen hier, aber er ist halt tichtig! Ich hab schon drieben bei 'm gearbeitet!«

»Und jetzt hat er zweitausend Mann Belegschaft, siebzehn Lieferwagen, zwei Fabriken, sieben, acht Millionen auf'm Bankkonto, 'ne Villa für fünfhundert Mille, 'nen Bungalow an der Costa Brava, 'nen 300 SL, den großen Citroën, seine Olsche fährt 'nen Alfa Romeo, Cabriolet mit Schweinsleder – das hat mit Tüchtigkeit nichts mehr zu tun!«

»Er ist immer gutt gewesen zu seine Leut!«

»Wird ihm wohl nichts andres übrigbleiben heutzutage. Dafür sorgt die Gewerkschaft.«

»Seine Frau kommt sonntagsmorgens mit dem dollen Kreuzer und den Kindern immer ins Café Perkun und holt 'ne Eisbombe für'n Mittag«, sagte Rosemarie. »Ich habse schon zweimal gesehn.«

»Welche?«

»Na, die Frau Pradek.«

»Der wechselt doch die Weiber wie die Hemden!«

»Geht dich nischte an!«

»Vielleicht. Ich wollte auch ganz was andres erzählen, aber die Ische quatscht einem ja immer dazwischen.«

»Doofmann!«

»Laß'n erzählen, Rosemarie!«

»Na, wir pflastern also dem Gangster das Trottoir, siebenundzwanzig Meter lang, zweie breit, da denk ich plötzlich, mich laust der Affe: neben dem sein Gartentor, mit Sprechfunk und allen Schikanen, steht dir doch wahrhaftig 'n Grabstein, so'n schöner, schwarzer, teurer Marmorobelisk mit Goldschrift! Und weißte, was draufsteht: ›Hier ruht unser lieber Setter Alex!‹

»Na unn?« sagte die Mutter. »Der Pradek wird halt an dem Tier gehange habe.«

»Find ich goldig«, sagte Rosemarie, »'n richtiger Grabstein? Wie auf'm Friedhof?«

»Na und? Goldig?« Schanko sprang auf. »Hat denn Vadder 'n Marmorgrabstein in Rußland!« brüllte er.

»Nee«, sagte Mutter erschrocken und schniefte wieder.

»Und du, glaubste, du kriegst einen? Mit Goldschrift!«

»Nee«, sagte Mutter wieder.

»Und da sagt ihr ›na und?‹! Und ›find ich goldig!‹ – wenn das Schwein für seinen Köter so'n Klotz dahinstellen kann!«

»Du weest nicht, was fier'n Kummer hinter dem villen Geld stecken kennt –«

»Mensch, der hat 'nen Mercedes, 'nen Citroën, 'nen Alfa Romeo –«

»Des macht'n ooch nicht glicklicher!«

Schanko klopfte seine Pfeife in den Aschenkasten aus.

»Aus euch ist nichts geworden, und aus euch wird nichts. Kein Wunder!« sagte er im Vorbeigehn. »Muß mir noch 'ne Kladde holen, bei Titz.«

»Mach nicht so'n Krach, wenn de nach Haus kommst!« maulte Rosemarie.

»Unn trinkt nischte! Ich seh dich nich gern bei dem. Der taugt nischte.«

»Titz ist clever. Der zeigt dem Gesangverein noch, was 'ne Harke is. Der schafft's.«

Schanko holte sein Fahrrad aus dem Keller, fuhr über die Königsallee, stoppte vor der ›Admira-Bar‹, betrachtete im

Schaukasten die Fotos der Schönheitstänzerinnen, trampelte weiter und hielt vor dem Appartementhaus in der Sonnenstraße, in dem Titz wohnte. Er piffte den ›river-side‹.

Titz sah aus dem Mansardenfenster.

»Komm rauf!«

Schanko schob sein Rad in den Hinterhof, schloß ab und kletterte die Treppe hinauf.

»Luft sauber?« fragte er ganz aus der Puste.

»Tipptopp. Willste 'ne Fluppe?«

»Immer. Wo is denn deine Alte?«

»Wochenend und Sonnenschein! Bißchen verlängert, mit ihrem Makker. Bin ich aufgesaut, heut morgen?«

»Nein. Wer hat dich entschuldigt?«

»Selbst ist der Mann!«

»Wie denn?«

»Telefonisch!«

»Bei wem?«

»Bei der Chrobock!«

»Merkt'n die das nicht?«

»Ist doch so dumm wie's Hinterviertel vom Kalb! Und wenn schon – ich weiß was von der.«

Titz schlug zwei Eier in die Pfanne.

»Warum hast'n blau gemacht?«

»Die Gelegenheit war günstig«, sagte Titz. »Was meiner Frau Mama in Frankfurt recht ist, ist mir hier billig!«

»War Edith hier?«

»Was Besseres.«

»Wer?«

»Ina.«

»Die Backsteinblonde aus der Frikadellenbude?«

»Genau.«

»Die wohnt doch in der Stadtwaldsiedlung draußen!«

»Ist halt bei 'ner Busenfreundin geblieben.«

»Und?« fragte Schanko.

»Gepflegtes Eheleben.«

»Auf der Sorte steh ich nicht.«
 »Stehst wohl auf überhaupt keiner, was? Hier ist was für dich: gepflegtes Angebot vom ›Versandhaus Marion‹. Kannste behalten.«
 Schanko blätterte in dem kleinen, hilfsbereiten Katalog.
 »Alle Weiber sind Huren!« sagte er.
 »Auch deine suster? Dann bringse mal mit!«
 »Schnauze! Kannste mir zwei Mark pumpen?«
 »Bin selber blank. Wenn du um eins wiederkommst, vielleicht.«
 »Wo willstest du die bis dahin auftreiben?«
 »Lepahns Alter geht zum Skat.«
 »Und?«
 »Charlie hat 'n Autoschlüssel.«
 »Und?«
 »Eine Hand wäscht die andre.«
 »Kapiert keine Bohne!«
 »Mensch, du fragst einen dusselig: Ich fahr Taxi.«
 »Taxi? Wo?«
 »Bei 'n Kanaken. Vor der Kaserne.«
 »Wie geht 'n das?«
 »Schnauze mal Pi: Stellst dich an die Ecke, und sie kommen! Ab in die ›Orchidee‹.«
 »Und wenn du auffällst?«
 »Wenn, wenn! Wenn der Hund nicht –«
 »Ohne Führerschein und alles?«
 »Nee, mit 'ner Sonderkonzession vom Seebohm persönlich. Hier sind zwei Piepen – hau jetzt ab. Charlie braucht dich nicht zu sehn.«
 Schanko steckte das Zweimarkstück ein, murmelte ›thanks!‹ und stand auf.
 »Wo gehst du hin?« fragte Titz noch und rieb Frisiercreme in sein Haar.
 »Ins ›Milano‹. Tschüs!«
 »Tschüs. Vielleicht guck ich mal rein. Wie lang bist du da?«

»Höchstens 'ne Stunde. Muß noch Mathe machen.«
 »Machse für mich mit. Da auf'm Schrank liegt mein Heft.«
 Schanko steckte das Heft unter seinen Pullover, stolperte über die dunkle Treppe hinunter in den Hof und nahm sein Rad.
 »Muß Capone fragen, wer ihm die scharfe Frisur geschnitten hat«, dachte er.
 Es war zwanzig vor neun, als Schanko zum »Milano« kam.
 – sagte Satemins Onkel:
 »Die Stelle ist dir sicher! Ich hab mit Schnieder gesprochen.«
 »Aber Adlum hat das bessere Zeugnis!«
 »Aber auch das falsche Gesangbuch. Außerdem hat sein Vater keine Partei hinter sich, wie dein Onkel!«
 Satemin reichte seiner Tante die Aufschnittplatte und sagte:
 »Dann ist ja alles in Ordnung.«
 »Das hast du nur mir zu verdanken.«
 »Danke, Onkel Hermann!«
 »Und daß du dich nicht verplapperst: dein Vater ist drüben Angestellter bei der Ortskrankenkasse. Kein Wort von Major und Volkspolizei!«
 »Nein.«
 »Ewald wird sich freuen, wenn er hört, daß du Horsti bei der Zeitung untergebracht hast«, sagte die Tante.
 »Da sei mal nicht so sicher! Dein Schwager ist imstande und verlangt, daß der Junge jetzt nach Chemnitz kommt.«
 »Ich geh nicht nach drüben«, sagte Satemin.
 »Das hab ich meiner Schwester auf dem Totenbett versprechen müssen, daß aus dir nicht auch ein Roter wird«, sagte die Tante.
 »Ich weiß.«

»Ein Roter? Das wär noch nicht das Schlimmste! Seit Godesberg sind die ja brav wie Ersatzreifen. Aber ein Kommunist! In unserer Familie, die in den letzten Generationen acht Pastöre hervorgebracht hat! Und drei Nonnen. Ohne den Schandfleck wäre ich bei der Wahl des Vorsitzenden im Schul- und Kulturausschuß glatt durchgekommen.«

»Wer weiß, was die Russen in der Gefangenschaft mit ihm angestellt haben, Hermann!«

»Papperlapapp – ein deutscher Offizier fällt nicht um und wird Kommunist, wenn er Charakter hat! Zumal, wenn er katholisch ist. Oder war, damals noch!«

Satemin kreuzte Messer und Gabel auf seinem Teller, verschränkte die Arme und betrachtete seinen Onkel aufmerksam. Die Tante begann den Abendbrottisch abzuräumen.

»Ich möchte dich gern was fragen, Onkel«, sagte Satemin höflich.

»Bitte, mein Junge. Halt, eins wollte ich dir noch dringend raten: geh sonntagsmorgens nicht erst um elf zur Messe, geh schon um sieben.«

»Um sieben? Warum?«

»Schnieder geht immer um sieben!«

»Verstanden, Onkel Hermann«, sagte Satemin sofort.

»Ich weiß es nicht sicher, aber ich glaube, der Dechant hat ihm erzählt, daß du kein Meßdiener werden wolltest, damals.«

»Das war eine große Dummheit von mir. Entschuldige!«

»Na ja, in deinem Alter hat man schon mal Anfechtungen.«

Satemin sah weg.

»Es ist noch nichts verdorben, du kannst das wiedergutmachen: tritt in die Kolpingfamilie ein!«

»In die Kolpingfamilie?«

»Ja. Schnieder sitzt da im Vorstand.«

»Gut«, sagte Satemin.

Der Onkel stand auf, ging zum Zeitungsständer und holte sich den ›Dom‹.

»Ich wollte dich noch etwas fragen, Onkel.«

»Ach ja – los, was gibt's?«

»Was hältst du vom Fraktionszwang?«

Der Onkel ließ den ›Dom‹ sinken.

»Wie kommst du denn darauf?«

»Wir haben in Geschichte gerade über das Parteiwesen in der Bundesrepublik gesprochen.«

»Ja und – weiter?«

»Ihr habt in der CDU doch Fraktionszwang?«

»Aber keine Spur, Junge! Wer erzählt dir denn solchen Unsinn?«

»Niemand. Ich dachte nur –«

»Dann hast du falsch gedacht, Junge. Fraktionszwang, so etwas gibt's nur in der SPD, bei uns nicht! Bei uns herrscht absolute Meinungsfreiheit.«

»Und Gewissensfreiheit?«

»Das versteht sich von selbst. Wir sind eine, nein: die christliche Partei in der Bundesrepublik, Junge! Vergiß das nicht.«

»Nein, ich vergesse es nicht. Aber –«

»Aber was?«

»Mir ist aufgefallen, daß nicht nur die SPD, daß auch ihr fast immer geschlossen abstimmt.«

»Fast immer!«

»Fast immer.«

»Ja und? Das ist doch in Ordnung.«

»Und es gibt keinen Fraktionszwang?«

»Nein. Wir sind eben einer Meinung. Der Meinung der CDU.«

»Geschlossen?«

»Geschlossen.«

»Komisch«, sagte Satemin, »das sind die drüben auch.«

»Wer?«

»Die in der sogenannten Deutschen Demokratischen Republik.«
 »Aber Junge, das kann man doch gar nicht miteinander vergleichen!«
 »Nein, drüben ist es Diktatur.«
 »Eben. Stalinismus!«
 »Und unter Hitler?«
 »War es auch Diktatur, Nazismus.«
 »Komisch, daß ein paar Leute immer der Meinung der regierenden Partei sind, damals wie heute.«
 »Wie meinst du das, Junge?«
 »Na, ihr habt doch ein paar Leute, die waren mit Hitler einer Meinung und heute sind sie mit Adenauer einer Meinung.«
 »Wir? Hier? Wer denn zum Beispiel?«
 »Doktor Nemitz.«
 »Woher weißt du das?«
 »Erzählt man sich in der Schule.«
 »Nemitz war ganz zum Schluß Kreispropagandaleiter der NSDAP, als blutjunger Bursche. Zugegeben, aber –«
 »Er hat auch Artikel im ›V. B.‹ und im ›Reich‹ geschrieben. Darin steht, daß Thomas Mann ein intellektuell zerfetzter Jude und Bertolt Brecht –«
 »Na ja, schön ist das nicht. ›Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort‹ – aber Jude war er nun doch halt einmal.«
 »Thomas Mann?«
 »Ja.«
 »Nein, Onkel.«
 »Was? Thomas Mann soll kein Jude gewesen sein?«
 »Nein.«
 »Das hab ich bis auf den heutigen Tag geglaubt.«
 Onkel goß sich einen Wacholder ein.
 »Willst du?«
 »Nein«, sagte Satemin. »Das hat Doktor Nemitz also –«

»Junge, in deinem Alter urteilt man schnell. Und zu hart. Ein Mensch muß doch seine Meinung ändern dürfen.«
»Entschuldige, Onkel, du hast recht. Aber wenn Doktor Nemitz nicht in der CDU und nicht katholisch wäre, dürfte er dann auch seine Meinung umdrehen wie einen Handschuh?«
»Junge, das verstehst du nicht.«
»Nein.«
»Nemitz ist Lehrer, also Beamter. Ein Beamter ist seiner Regierung, seinem Staat Gehorsam schuldig! Der kann nicht –«
»Denken, wie er will.«
»Horsti, was ist heut abend nur in dich gefahren? Hör doch mal zu: ein Beamter, der muß sich nach der Decke strecken, die ihn warm hält. Sonst kann's ihm passieren, daß er kalte Füße bekommt. Und plötzlich auf der Straße steht. Ein paar von deinen Lehrern haben bittere Jahre durchgemacht!«
»Nach fünfundvierzig?«
»Ja.«
»War das ungerecht?«
»Recht, Recht, Junge! ›Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!‹ steht in der Bibel.«
Die Tante kam vom Spülen zurück und setzte das Geschirr auf die Anrichte.
»Seid ihr schon wieder bei der Politik?« fragte sie kopfschüttelnd.
»Laß man, Mama! Ich mach dem Jungen nur einiges klar! Jetzt wollen wir aber mal die Nachrichten hören.«
»Nur eins noch, Onkel –«
»Ja?«
»Wenn es noch mal zu einer Abstimmung über die Todesstrafe kommt, ist sich die Fraktion dann auch einig?«
»Na, zuerst wird's schon Meinungsverschiedenheiten geben!«
»Euer Beschluß ist aber zuletzt doch einstimmig?«

»Ja, zum Donnerwetter!«
»Wie kommt das?«
»Junge, der Mensch denkt und Gott lenkt. Du kannst nicht alles mit dem bißchen Verstand machen. Gott ist mit im Rat, ist dabei, wenn Entschlüsse von so weittragender Bedeutung gefaßt werden.«
»Hast du das vor dreißig Jahren auch schon geglaubt, Onkel?«
»Aber gewiß, Junge!«
»Danke, das wollte ich wissen.«
»Keine Ursache, Horstchen. Frag nur immer, wenn dir was unklar ist. Ich steh nicht umsonst von Jugend auf in der Kommunalpolitik.«
»Mir ist jetzt auch vieles klarer, Onkel. Nur eins noch –«
»Die Nachrichten«, sagte die Tante.
»Erst fünf Minuten vor acht. Die vorher anderer Meinung waren, Onkel, was wird denn aus denen bei der Abstimmung?«
»Die ändern ihre Ansicht.«
»Warum?«
»Weil sie eingesehen haben, daß sie im Irrtum waren.«
»Wirklich?«
»Na, bis auf eine verschwindende Minorität.«
»Und die?«
»Die muß die Konsequenzen ziehen.«
»Was heißt das?«
»So etwas geht nicht! Daran ist die Weimarer Republik gescheitert. Toleranz hat ihre Grenzen. Die müssen sich eben eine Partei suchen, die ihre Meinung vertritt.«
»Ihr könnt die nicht mehr gebrauchen?«
»Nein. Das lähmt die Schlagkraft der Partei.«
»Gleich acht«, sagte Tante.
Satemin stand auf.
»Wer hat eigentlich Doktor Nemitz an unsere Schule gebracht?« fragte er nebenbei.
»Na, der Schul- und Kulturausschuß.«

»Und wer sitzt darin?«
 »Lauter tüchtige Leute.«
 »Aus den Parteien?«
 »Natürlich.«
 »Verstehn die auch was von der Schule?«
 »Natürlich!«
 »Onkel Hermann, du bist Kohlenhändler, und die andern im Schul- und Kulturausschuß sind –«
 »Schreiner, Rechtsanwalt, Steuerberater, Architekt –«
 »Verstehn die wirklich was von uns, von der Schule?«
 »Die waren doch alle mal in der Schule! Und außerdem verstehen sie was –«
 »Von der Kommunalpolitik.«
 »Richtig. Dreh mal an der Kuppelung!«
 »An der Tonblende?«
 »Ja. So ist's gut. Danke.«
 Satemin ging zur Tür.
 »Willst du nicht hierbleiben?« fragte Tante. »Nachher kommt das Quiz.«
 »Nein, danke. Ich habe noch allerlei für die Schule zu tun. Vielleicht geh ich auch noch kurz zu Claussen.«
 »Bis zehn«, sagte Onkel.
 »Aber bestimmt. Gute Nacht.«
 »Gute Nacht, Junge.«

Satemin ging hinauf in sein Zimmer, sperrte die angestoste, eiserne Truhe auf, die er beim Schrotthändler entdeckt hatte, drückte eine Feder und zog aus dem aufspringenden Fach sein Tagebuch. Er setzte sich auf den Boden, legte das Buch auf die Knie und trug in seiner winzigen, fast unleserlichen Schrift ein:
 ›Scheinkontroverse mit dem Katholen über Fraktionszwang in der CDU. Der Alte hat sich in seinem Leben so oft belogen, daß er gar nicht mehr weiß, was er für wahr hält! Ich habe ihn sich mit Hilfe der dialektischen Methode (obwohl ich sie noch nicht ganz beherrsche) um

die Achse des Opportunismus ringeln lassen. Der Alte ist so unglaublich dumm, daß es Schläue, schlauer Verstellung, oft zum Verwechseln ähnlich sieht. Einfach, weil man nicht für möglich hält, daß jemand so dumm ist.

Dumm. Feig. Und korrupt.

Nur über die Reihenfolge bin ich mir noch nicht klar. Feig – dumm – korrupt? Korrupt – dumm – feig? Dumm – korrupt – feig! Und so schwarz, daß er Ruß niest.

Wann hat dieses Faß wohl das letzte Mal nachgedacht? Zuviel der Ehre: noch nie. Und so etwas ist bundesrepublikanischer Kreistagsabgeordneter! Uns kann's recht sein. Die Generation der Alten ist kein Gegner mehr. Aussterben oder hochgehen lassen – das ist ihr gegenüber die einzige Frage von Interesse. Moskau oder Peking?

Ein Witz, daß ich ausgerechnet durch die Protektion eines stinkkatholischen Kohlenhändlers die Stelle an der Zeitung bekomme. Sorry, Adlum! Aber die Geschichte läuft in unsre Richtung.

Mehr über Nemitz erfahren, als ich hoffte. Molluske. Ist glatt noch einmal umzudrehn. Der quasselt höheren Blödsinn auch russisch!

Widerlich, diese ganze Generation.«

Satemin steckte das Notizbuch ein und hängte sich den Truhenschlüssel um den Hals, nahm seine Schultasche, löschte das Licht und machte sich auf den Weg.

›Ich werde bei Rabbi ein Referat über die Weltjugendspiele in Helsinki übernehmen«, dachte er. ›Kein Mensch weiß hier, daß ich dort war. Den Bericht hat mir die Botschaft der UdSSR zugeschickt, ganz offiziell. Streng innerhalb demokratischer Spielregeln. Rabbi macht das. Den interessiert alles. Wenn man den herüberziehen könnte. Aber einen Jud' umzudrehn, dazu bin ich noch nicht gut genug. Bin gespannt, was er zu dem Makarenko sagt. Fragt sich noch, ob ich ihm das Buch ganz naiv gebe oder heimlich in den Briefkasten werfe. Komisch, auf

nichts fallen die Ausgewachsenen schneller rein als auf die treudoofe Masche.«
Satemin sah auf die Uhr am Hauptbahnhof.
›Viertel vor! Schanko wird schon im ›Milano‹ warten.«

– sagte Violat:

»Sie würden enttäuscht sein.«

»Bitte, sagen Sie das nicht!«

»Sie würden enttäuscht sein, das wissen Sie selbst.«

Groenewold drehte sein Weinglas zwischen den Händen und setzte es, ohne zu trinken, zurück auf den Tisch der Cafeteria.

»Es ist schwer, ohne Familie zu leben«, sagte er.

»Und Ihre Familie lebt in Israel?«

»Meine Familie existiert nicht mehr. Ich wollte sagen: Es ist schwer, ohne Volk zu leben.«

»Nein. Seitdem ich nicht mehr an Patriotismus leide, fühle ich mich wohler.«

Crispenhoven stocherte in seiner Pfeife und hörte zu.

»Violat«, sagte Groenewold und nahm das Spiel mit seinem Weinglas wieder auf, »es ist wahrscheinlich für einen Deutschen, für einen Deutschen, der nachdenkt und Verantwortung auf sich nimmt, heute sehr schwer, sich zu seinem Volk zu bekennen. Sie, Violat, haben die Verachtung gewählt, um den Konflikt zu lösen. Verachtung ist keine Lösung! Verachtung macht nur scheußlich einsam.

Aber glauben Sie mir eins: wenn jemand, in dieser Hinsicht, heute noch einsamer ist als ein Deutscher, einer der nachdenkt und Verantwortung auf sich nimmt, dann ist es ein Jude – in Deutschland.«

»Und Sie glauben, drüben, in Tel Aviv oder in irgendeinem Kibbuz, da wären Sie nicht mehr allein?«

Groenewold antwortete nicht.

»Wissen Sie, was mir neulich passiert ist, im Kino, Groenewold? Ich bin kurz eingeschlafen, schon während der

Wochenschau. Und plötzlich schrecke ich auf: Panzerrollen, die Kranichkeile der Flugzeuge, Kinder mit Blumensträußen in der Hand, und der Marschtritt der Kolonnen: die Bilderbuchparade! Einen Augenblick habe ich nicht gewußt, ist das Kuba, Moskau, Rom fünfunddreißig, Berlin neununddreißig, Peking – es war Tel Aviv.

Eine der grausigsten Erfahrungen, die ich in der Geschichte gemacht habe, ist die, daß die Sieger das Unrecht der Besiegten übernehmen. Das wissen Sie als Historiker doch besser als ich. Warum sperren Sie sich gegen die Wahrheit?

Was kann Ihnen Israel bedeuten?»

Groenewold nahm seine Brille ab und legte sie sorgfältig vor sich auf den Tisch.

»Ich werde kaum nach Israel kommen – ein getaufter Halbjude!

Und ich fürchte, ich gehe nur in die USA zurück, um nicht hierzubleiben«, sagte er zögernd.

Crispenhoven betrachtete das zerklüftete, talgige Gesicht, das jetzt zu schlafen schien.

»Das verstehe ich«, sagte Violat und stand auf.

Er ging die freihängende Treppe hinunter zur Theke, wechselte ein paar Worte mit dem Mixer, wählte in der Musicbox ein französisches Chanson und kam mit einem Teller Paprikachips wieder.

Groenewold betrachtete ihn.

»Ich lade euch zum Abendessen ein!« sagte Violat lachend, »und dann erzählen Sie!«

»Was?« fragte Groenewold.

»Den Vorfall!«

»Es ist nichts vorgefallen, Violat. Ich meine: nichts Neues.«

Der italienische Kellner kam und stellte noch einen halben fiasco vor sie hin.

»Groenewold, warum haben Sie mich dann heute nachmittag plötzlich angerufen und diese Verabredung getroffen? In diese Cafeteria – Sie, der nicht trinkt, nicht raucht, kein Barhocker ist wie ich.«

»Sie hatten mir von dem Lokal erzählt, und ich wollte mit Ihnen und Crispenhoven sprechen.«

»Gut. Das versteh ich, obwohl es mich bei Ihnen ein bißchen überrascht!«

»Sie verstehen nicht, worüber ich mit Ihnen sprechen wollte?«

»Noch nicht ganz.«

»Sie haben es doch auf Anhieb herausgefunden, Violat: Ich bin unschlüssig!«

Violat betrachtete Groenewolds Hände, die immer noch mit dem Weinglas spielten, und fragte:

»Wo waren Sie im Dritten Reich, Groenewold? Entschuldigen Sie!«

Groenewold sah auf.

»Seit März neununddreißig in der Schweiz.«

Violat sagte noch einmal:

»Entschuldigen Sie!«

»Und kurz vorher gab es vielleicht das, was Sie eben den Vorfall nannten. Ich sehe die Situation vor mir wie während einer Blitzlichtaufnahme. Sie hat meine Existenz belichtet und fixiert. Bis heute.«

Groenewold setzte die Brille wieder auf und lächelte Crispenhoven zu, der seinen Stuhl zurückgeschoben hatte und die Hände zwischen den Knien herabhängen ließ.

»Mein Vater war Jude, er heiratete, gegen den Willen seiner Familie, ein nichtjüdisches Mädchen. ›Aus Liebe, wie meine Mutter zur peinlichen Verblüffung des Gestapobeamten aussagte, als sie nach dem dunklen Grund dieser Ehe befragt wurde.

Anfang neununddreißig brachte ein Freund unserer Familie in Berlin uns zwei Visen nach der Schweiz: für

meine Mutter und mich. Preis: eine einzige Unterschrift. Die Unterschrift meiner Mutter unter eine Scheidungseinwilligung. Mein Vater zog seinen Füllfederhalter aus dem Jackett. In diesem Augenblick sah meine Mutter mich an. Und ich nickte. Meine Mutter unterschrieb.

Es ist nie mehr ein Wort darüber gesprochen worden. Aber ich habe mir diese Geste, die uns das Leben rettete, mir und ihr, niemals verziehen. Es gibt winzige Taten, durch die man irreparabel sein Leben entstellt. Am nächsten Morgen fuhren wir nach Basel. Wir verabschiedeten uns in der Wohnung. Mein Vater brachte uns nicht an den Wagen, der vor dem Haus wartete, aber als ich aus dem Heckfenster zurücksah, stand er in der Eingangstür. Diese Situation, Violat, ist der ›Vorfall‹, wenn Sie so wollen, bei dem das Los gezogen wurde. Mein Vater stand in der Tür unseres Hauses und trug auf seinem Rock das EK I aus dem ersten Weltkrieg. Ein Jude, von seinem Kaiser und Kriegsherrn ausgezeichnet für Tapferkeit vor dem Feind, geschieden von seiner Frau, weil sie eine Deutsche war, und zum Tode verurteilt, weil er ein Jude war. Mein Vater war ein untheatralischer Mann, und wenn er an diesem Morgen so in die Tür trat, dann tat er es nur, um uns, die wir in die Freiheit fuhren, seinen innersten, unzerstörbaren Besitz mitzugeben: seinen Stolz, seine Furchtlosigkeit und seine Ironie.«

»Und?« fragte Violat brüsk.

»In Maidanek.«

»Und Ihre Mutter?«

»Ganz zivil vierundvierzig in Zürich.«

Violat zögerte und fragte dann doch:

»Warum sind Sie nach Deutschland zurückgekehrt, Groenewold?«

»Die Familie meines Vaters war schon im Mittelalter in Deutschland, lange vor der meiner Mutter, die erst mit den Hugenotten aus Frankreich kam«, sagte Groene-

wold. »Außerdem, vergessen Sie nicht, ich bin in Berlin aufgewachsen. Und: ich wollte begreifen lernen.«

»Haben Sie es gelernt?«

»Vieles. Aber es genügt nicht.«

»Glauben Sie wirklich, daß diese ›Endlösung der Judenfrage‹ überhaupt begriffen werden kann?«

»Denken Sie an den Eichmann-Prozeß«, sagte Crispenhoven. »An das trotz aller Bemühungen schrecklich Unangemessene eines solchen Verfahrens, das doch immer nur eine peinliche Gerechtigkeit, niemals eine Katharsis erreichen kann.«

»Natürlich war der Nazismus kein Amoklauf einzelner krimineller Psychopathen! Auch keine Infektionskrankheit, die Deutschland zufällig bekam. Er war das Syndrom chronischer Leiden.«

»Welcher Leiden?« fragte Crispenhoven.

»Die Frage kann kein Jude für sich allein beantworten. Ebensowenig wie ein Deutscher. Die Antwort darauf kann, wenn überhaupt, nur im Gespräch zwischen Juden und Deutschen gefunden werden. Ich glaube, es war dieses Gespräch, wofür ich zurückgekehrt bin!«

»Haben Sie es gefunden?«

»Selten. Zu selten. Es ist für einen Juden oder einen Halbjuden kaum möglich, mit Deutschen in ein Gespräch über das Dritte Reich zu kommen.«

»Das kann ich mir nicht vorstellen, Groenewold«, sagte Violat, und schenkte nach.

»Natürlich können Sie mit den Leuten darüber reden, Violat, etwa wie man über einen Hochwasserschaden oder über ein Flugzeugunglück redet. Aber das ist kein Gespräch! Keins, das die Wahrheit ans Licht bringt.«

»Und woran liegt das, nach Ihrer Erfahrung?« fragte Crispenhoven.

»Der Jude erinnert sich zu viel und der Deutsche zu wenig. Er hat sich in die Gleichgültigkeit begeben, wie in einen Heilschlaf.«

»Gleichgültigkeit?«

»Nennen Sie mir ein anderes Wort, Crispenhoven, das genau diese entsetzliche Indifferenz vieler Deutscher gegenüber ihrer Vergangenheit bezeichnet! Gedächtnisschwund? Bewußtseinsspaltung? Verdrängung? Es läuft auf dasselbe hinaus.«

»Ist das nicht, entschuldigen Sie, Groenewold, ein bißchen überempfindlich?«

»Ja, aber natürlich, Violat. Ich bin's. Ich verstehe die jüdischen Politiker im Bundestag, die braunsehn, wenn nur ein Wort wie Rabulistik fällt! Oder zersetzender Intellekt. Wir hören da einen falschen Zungenschlag heraus. Nehmen Sie das nicht übel! Es ist eine Sensibilität, bestimmt; aber wie die Wetterfühligkeit am unangenehmsten für den, der sie hat!

Vor allem sehen Sie eins nicht falsch: diese Empfindlichkeit hat nichts mit Haß zu tun. Sie kommt aus einer Liebe, einer verletzten Liebe zu Ihrem, unserem Volk, zu Deutschland! Ich kenne nur sehr wenige Juden, die Deutschland hassen, das ganze Deutschland. Die meisten lieben es noch immer – und fürchten sich davor.«

»Haben Sie Antisemitismus, einen wirklich breitschichtigen Antisemitismus hier erlebt?« fragte Crispenhoven.

»Nein. Ihre Regierung ist nicht antisemitisch, die Majorität des Volkes ist es auch nicht. Und die Pöbeleien einiger hirnerbrannter Narren brauchen wir, hoffe ich, nicht allzu ernst zu nehmen! Was ich fürchte, was ich immer wieder mit wirklichem Schauer erlebt habe, ist etwas anderes, etwas das viele Deutsche daran hindert, ihre Vergangenheit zu bewältigen, ihre Gegenwart zu gewinnen und ihre Zukunft offenzuhalten: diese entsetzliche Gedankenlosigkeit.«

»Ist das nur in Deutschland so?« fragte Crispenhoven.

»Nein, natürlich nicht! Aber, was ich nicht verstehen kann, Crispenhoven, ist, daß viele Deutsche ihrer Schuld so methodisch oberflächlich auszuweichen versuchen!«

»Ist dieses ›Vergessen‹ nicht auch ein Kniff des élan vital?« fragte Violat. »Es darf nicht wahr gewesen sein, sonst könnte man ja nicht weiterleben!«

Groenewold setzte zu einer Antwort an, schwieg und lächelte wieder Crispenhoven zu. Dann erst sagte er:

»Bitte, nehmen Sie unser Kollegium! Das Kollegium einer Mittelschule für Jungen, mitten in Deutschland, in mittlerer Entfernung von der Zonengrenze und dem Dritten Reich. Nehmen Sie es als repräsentativen Querschnitt. Mit der gesegneten Naivität der Ignoranten werden Godelund, Gammelby, Kuddewörde, Knetsch sagen: von nichts gewußt – also nicht betroffen. Matuschat, Matzorf und Wiepenkathen: gewußt, aber nicht gebilligt – also nicht betroffen. Gnutz, Hübenthal und Nemitz: gewußt, aber nicht beteiligt – also nicht betroffen. Harrach: das KZ haben die Engländer erfunden – also nicht betroffen. Und Nonnenroth: die Vergangenheit hängt mir zum Halse heraus – also nicht betroffen. Rickling: der Papst hat auch geschwiegen –«

»Es bleiben drei oder vier übrig«, sagte Violat.

»Von achtzehn, Violat!«

»Genügt das nicht? Es ist ungeheuer viel.«

»Das kommt auf diese drei oder vier an.«

»Allerdings«, sagte Violat. »Groenewold, ich möchte Ihnen gern aus Ihrem Konflikt helfen. Aber ich habe nicht mehr zu bieten als ein bißchen Psychologie – die schwarze Magie der Ungläubigen. Immerhin, es macht mehr Spaß als Briefmarkensammeln.«

»Danke, Violat! Aber es gibt Konflikte, die entscheidet man am besten dadurch, daß man eine Münze in die Luft wirft und auf Zahl oder Adler setzt.«

»Nein«, sagte Crispenhoven verlegen.

»Warum nicht?«

»Ich könnte keinen Tag aus dem Zufall leben.«

»Er glaubt, ihm ist geholfen!« sagte Violat und lächelte.

Crispenhoven erwiderte nichts.

Groenewold betrachtete die roten Netze, die den Raum unterteilten.

»Sie glauben an eine Ordnung?« fragte er. »An welche?« Crispenhoven rückte auf die Kante seines Stuhls und klopfte seine Pfeife aus.

»Sie werden enttäuscht sein«, sagte er. »An die Ordnung im Sinn der katholischen Kirche.«

»Immer noch?«

»Ja.«

Groenewold lehnte sich vor.

»Verzeihen Sie, aber es fällt mir manchmal schwer zu begreifen, wie jemand noch daran glauben kann – es sei ihm denn eine Gnade widerfahren!« sagte er.

»Ich verstehe Sie; aber wissen Sie, was ich nicht verstehen kann, noch nie verstehen konnte: wie einer auch nur einen Tag leben kann, dieses Leben unserer Generation leben kann, ohne zu glauben.«

»Wie können Sie einen Tag dieses Lebens leben – und glauben!« sagte Violat.

Crispenhoven schlang die Finger ineinander.

»Wissen Sie, ich halte nicht so viel von mir, daß meine Gedanken mich hindern könnten, die Segnungen meiner Kirche anzufechten.«

»Und wenn das Laster des Denkens Sie hindern könnte, Crispenhoven?« fragte Violat.

»Dann würde ich es opfern. Und beten.«

»Den Kopf verlieren, um den Glauben zu finden!« sagte Groenewold. »Das ist genau der Salto, den ich nicht kann, Crispenhoven. Auch nicht lernen will. Ich will meinen Kopf überall mit hinnehmen. Auch in den Glauben; ja, gerade in ihn.«

»Das können Sie doch!«

»Nein, das kann ich nicht. Nicht mehr. Ich bin nicht so töricht, Gott die Rechnung zu machen, Crispenhoven, aber ich kann auch nicht einfach meine Erfahrungen in den Wind schlagen. Ich bin kein Ungläubiger, ich bin

nur ein Schwergläubiger. Und niemand glaubt schwerer als der, der einmal ein Leichtgläubiger war – und dafür bezahlt hat.«

Violat hatte nicht aufgehört zu lächeln, melancholisch und amüsiert.

»Und was wollen Sie jetzt tun?« fragte er.

»Die Münze in die Luft werfen: Wenn das Visum vor Ostern kommt, fahre ich hinüber! Wenn nicht, bleibe ich hier.«

»Und wozu bleiben Sie hier?«

»Ich lebe dann am wachsten, wenn andere etwas von mir fordern«, sagte Groenewold, »wenn sie mich zum Leben provozieren. Diese da zum Beispiel.«

Crispenhoven und Violat sahen mit ihm hinunter in die Bar. Satemin und Schanko schüttelten eben dem Mixer die Hand und setzten sich dann an einen Tisch in der äußersten Ecke.

»Die zwei Schwierigsten aus Ihrer Klasse«, sagte Violat.

»Finden Sie?«

»Jedenfalls, wenn man Rull ausnimmt.«

»Der Junge macht mir Sorgen«, sagte Crispenhoven.

Groenewold sah ihn überrascht an.

»Seien Sie froh, daß Sie ihn in der Klasse haben.«

»Vier Tadel – alle wegen Renitenz.«

»Das verstehe ich nicht«, sagte Groenewold. »Der Junge ist nicht renitent. Er ist eigensinnig – das ist eine Tugend, die in der Schule viel zu wenig verbreitet ist. Die Mitläufer sind natürlich bequemer.«

»Wer hat ihn eingetragen?« fragte Violat.

»Der Chef, Harrach und Hübenthal. Ich bin gar nicht sicher, daß er das Abschlußzeugnis bekommt.«

»Im Herbst stand er doch glatt«, sagte Violat. »Woran hapert's denn jetzt?«

»Seit drei, vier Wochen überall. Er macht einfach nicht mehr mit. Er brütet über etwas.«

»Sprechen Sie doch einmal mit ihm«, sagte Violat zu Groenewold.

»Ich kenne ihn kaum. Solange nur zwei Stunden Geschichte auf dem Stundenplan stehn –«

»Ist er noch nicht bei Ihnen zu Hause gewesen?«

»Ja doch, ein- oder zweimal. Im Herbst.«

»Er ist der einzige Junge der Klasse, der nachmittags seine Lehrer aufsucht.«

»Ein Unikum«, sagte Violat. »Was will er?«

»Ja, was will er? Einen Kompaß. Ein Vorbild.«

»Hat er eine Stelle?« fragte Groenewold.

»Ich glaube, er soll Maschinenbauer werden.«

»Und damit ist er nicht einverstanden?«

»Nein.«

Crispenhoven sah wieder hinunter nach dem Tisch, an dem Satemin und Schanko saßen.

»Rull war vorhin hier«, sagte Groenewold. »Er hat uns gesehen und ist gleich wieder fortgegangen.«

»Die machen tatsächlich Schularbeiten!« sagte Crispenhoven. »Ein spaßiges Lokal!«

»Eine Art Wartesaal.«

»Sind Sie öfter hier, Violat?«

»Ein-, zweimal in der Woche. Es hat den Vorteil, daß man sich verhältnismäßig unbefangen mit den Jungen und Mädchen unterhalten kann. Sie fühlen sich hier, glaube ich, eher zuhause als zu Hause.«

»Haben Sie Satemin schon häufig hier gesehen?«

»Ja.«

»Mich wundert, daß er um diese Zeit noch hinaus darf! Er lebt in der Familie seines Onkels. Es sind grundbrave Leute, alteingesessen.«

»Hat er keine Eltern mehr?« fragte Groenewold.

»Die Mutter ist voriges Jahr hier gestorben. Sein Vater lebt in der Ostzone.«

»Und warum ist er nicht bei seinem Vater?« fragte Groenewold.

»Die Familie, die Familie seiner Mutter, ist streng katholisch, und drüben –«

»Eine Art Quarantäne«, sagte Violat.

»Um Satemin mache ich mir eigentlich wenig Gedanken, dafür um Schanko desto mehr!«

»Er ist der Welt böse«, sagte Violat. »Folglich muß sich die Welt ändern.«

»Er ist ein uneheliches Kind«, sagte Crispenhoven. »Sein Vater fiel, bevor die Eltern heiraten konnten. Jetzt plackt sich die Mutter in der Strumpffabrik, damit aus ihm und seiner Zwillingsschwester etwas wird.«

»Ich fürchte, er dankt es ihr nicht«, sagte Violat. »Er könnte unangenehm werden.«

»Er hat seine Geschichte nicht inszeniert«, sagte Groenewold. »Kennen Sie einen Revoluzzer, der aus geordneten Verhältnissen kam? Einige der großen, echten Revolutionäre ja, aber die kleinen Antis –«

Crispenhoven sah auf die Uhr über der Bar-Theke.

»Ich muß gehn«, sagte er. »Meine Frau ist zu einem Vortrag des St.-Hedwigs-Kreises. Sie kommt gegen halb zehn zurück.«

»Ich begleite Sie noch ein Stück«, sagte Groenewold.

»Und Sie, Violat?«

»Ich bleibe noch eine Stunde hocken!«

»Merci für das Gespräch«, sagte Groenewold und nahm seinen Mantel.

Violat ging mit bis zur Musikbox und wählte eine Brassens-Platte.

– sagte Schanko:

»Wann willst du endlich die Gruppe aufbauen?«

Goldlack

(Bänkellied)

Der blühte bei uns einst im Garten,
zwischen Kresse und Dill und Lauch;
wir klopten daneben Karten
und lagen selbdritt auf dem Bauch.

Im Garten, da stehn längst Fabriken,
Sweet-Jill ist im Phosphor verbrannt;
der Dritte, ich meine den Dicken,
der war nur bis Charkow bekannt.

Doch sonntags, da hör ich ihn schnauben:
»Auch fuffzich!« und »Re!« und »Sweet-Jill!«
Da blühn auf ihr'm Grab, zwischen Tauben,
noch Kresse und Goldlack und Dill.

Tragisches Mobile

Ein schwarzer und ein roter Fisch,
die lieben sich.

Dagegen protestiert ein gelber,
er liebt den roten nämlich selber.

Zum Glück sind alle drei von Pappe,
und die Tragödie bleibt Attrappe.

Der Auftrag

Die Rückreise ist mir schwergefallen. Ich liebe den Geschmack der kühlen, schwarzen Erde auf meinen Lippen und das Rieseln der Anemonenwurzeln in meinem Herzen.

Auf dem Boulevard Edgar-Quinet lief ein Mädchen, ein Kind von fünf Jahren, einem feuerroten Eichhörnchen nach.

Der Auftrag begab mich mit schmerzhafter Hellsicht: In jedem der gerüttelten Körper keimt vor meinen Augen der Tod. Ich sehe ihn aufblühen wie Orchideen im Gewächshaus: Meningitis; noch dreizehn Sommer.

Ich schließe die Augen.

Saint-Germain. Die alten Türme in ihrer großartigen Naivität warten auf die Wiederkehr der Gläubigen.

Vor den Cafés sitzen noch immer die Studenten mit ihren Gefährtinnen und debattieren mit der grandiosen Naivität von Kindern, die über das Problem Omega phantasieren. Auch ich, auch ich, als ich noch nicht das Visum hatte! Und die Lösung ist so einfach, daß sie keiner findet.

Ein angenehmer Ort. Nirgendwo habe ich den Geist der Jugend so dominieren sehen wie hier. Wie sie den Triumph ihres 20. Jahres feiern! Aber danach?

›Wo sind die alten Leute geblieben?‹ fragte Robert mich einmal. Damals wußte ich die Antwort noch nicht. Heute sehe ich sie an den Fenstern der Hinterhöfe sitzen und die gekrümmten Finger in das Fell einer Katze krallen.

Die Epidemie, noch einmal leben zu wollen, wie sie es nennen, kehrt periodisch wieder. Es sind meistens die jüngeren Leute, die aus den Cafés, die davon befallen werden. Sie wissen noch nicht, was sie sich wünschen.

Die Therapie drüben ist von jeher unverändert. Diesmal fiel die Aufgabe des Augenzeugen mir zu. Ich ahnte es nicht.

Die Kugeln der Lotterie sind alle schwarz, aber eine läßt sich aufklappen und enthält das Los. Ich kam zuletzt an die Urne, mir blieb sie übrig.

Boulevard Saint-Michel. Ich vergaß einen Moment lang, woher ich kam, und starrte fasziniert angeekelt auf den unübersehbaren Leichenzug. (Der Neger am Volant des Wagens, der mich überfahren hätte, wenn ich das Visum nicht schon besäße: Schädelbasisbruch, noch heute.)

Ist es ein Zufall, daß sie diesmal einen Arzt mit dem Auftrag bedacht haben? Zufall – ich sinke auf das Niveau der Lebenden ab. Ich weiß, seit ich drüben bin, daß nur ein astigmatischer Geist im Zufall seine Ruhe findet.

Der Händler an der Kreuzung verkauft Sonnenbrillen. Keine ist dunkel genug für mich. Aber vielleicht habe ich jetzt doch manchmal die Chance, mich wieder zu täuschen. (Der Garçon, der mir auf der Terrasse einen Pernod bringt, ist freilich schon zu weit fortgeschritten: Zirrrose, genau heute in einem Jahr. Er trägt eine gestickte Bauchbinde dagegen. Wie gern sie sich betrügen! Davon lebte ich.)

Rue Saint Julien-le-Pauvre. Hier wohnte ich mit Diane in dem Monat, als das Visum kam. Der Spiegel fing sie auf, wenn sie durch die Tür wehte, lautlos wie eine Wolke. Man vergißt drüben nichts.

Ein alter Mann spricht mich an, ein Bettler. Ich habe keine Münzen mehr bei mir (später sah ich den Irrtum ein), aber ich lächle ihm zu. Er hat noch dreißig Jahre. Sein Glück?

»Chez Louis«: auch »vorgestern« saß ich an diesem kleinen Eisentisch und schrieb mein Buch über das Sakrileg in der Medizin. Wahrscheinlich wußte etwas in mir bereits, daß ich das Visum zu erwarten hatte.

Das Buch brachte mir einen nicht ohne Ironie erwarteten Erfolg.

Stolz – bezeichnet dieses sehr erdige Wort mein Gefühl danach? Bitterer Stolz müßte ich vielleicht sagen, um präziser zu sein. Ein Stolz, der auf der Zunge lag wie der Picon, den ich jetzt trinke.

Der Patron sah mir über die Schulter, wenn ich die Blätter seines Menüs mit den Chiffren meiner Skrupel füllte.

»Roman?« fragte er.

»Tragödie.«

»Nicht gefragt heute«, antwortete er kopfschüttelnd.

Ich lachte und schrieb weiter.

Mein Ausfall gegen die Medizin datierte von dem Tag, an dem ich wieder an das Verhängnis und nicht mehr an das verordnete Glück glaubte. Nachdem ich zehn Jahre ›corriger la fortune‹ mitgespielt und es Therapie genannt hatte.

›Wann darf ein Arzt helfen?‹ Die Frage schien mir plötzlich mehr wert zu sein als: wie kann er helfen. Inzwischen weiß ich, daß beide Fragen falsch gestellt waren. Knirpse, die ihren Horizont für das Ende der Welt halten! Wir erreichen drüben genau die Linie, bis zu der unsere Intensität sich hier in der Utopie vorgewagt hat.

Der Spielautomat klemmt noch immer auf der linken Taste, die den Hunderter regulieren soll. Ich spiele leidenschaftlich gern, aber ich spiele erst seit ›gestern‹ gut. Als ich das Visum noch nicht hatte, mischte sich trüber Ehrgeiz in meine Freiheit.

Harmloses Vergnügen, sich als der Schmied seines Glücks zu fühlen und doch unverrückbar zu wissen: der Automat behält recht.

Der Stich im Plexus machte mich tatsächlich einen Augenblick lang besorgt, bis mir wieder bewußt wurde: Dir kann nichts mehr geschehen! Früher strebte ich diesen Gleichmut an und nannte ihn Weisheit.

Die Fatalität, im Café eine Rechnung zu machen und keinen Sou mehr in der Tasche zu haben, trieb mir den Schweiß auf die Handteller. Sinnlos fingerte ich in meinem Jackett.

Die Überraschung war vollkommen. 2 500 Francs, ein Tausender, drei Fünfhunderter. Ich entsann mich jetzt, daß ich sie bei Carrié herausbekam, als ich die Ringe kaufte, am Morgen vor der Abreise. Sie steckten noch in der leeren Uhrentasche, und erst jetzt erkannte ich meinen Tweedanzug wieder, Erinnerung an den Flug mit Robert nach London. National Gallery, El Greco.

Der Garçon ist neu (Infarkt).

Die algerischen Melonenverkäufer (Standgericht, alle) mustern mich nachdenklich wie der Wirt, aber sie trauen ihrem Gedächtnis nichts zu. Hier glaubt man nur, was man nicht erkennt.

Die Chimären von Notre Dame widerlegten meine Sentenz. In der Kunst übertrifft ein Mensch mitunter die notorische Hörigkeit. Hörig wem? Sich selbst. Diese Armut an Transzendenz.

Die Kassiererin (Abortus) lieh mir ein Fernrohr. Konnte ich ihr sagen, daß ich es nicht mehr brauche?

Paris, wie viele Namen haben dir die Philologen aufgedrängt? Sonne, Hure, Schiff...

Katakombe, Katakombe!

Die Dächer klappen vor meinen Augen auf, und offen liegen Millionen Säрге, angefüllt mit Skeletten, die Handel treiben, sich paaren und das Zepter schwingen. Ich ertrage diesen Anblick nicht lange und stürze die Wendeltreppe hinab, daß meine zerschundenen Hände zu brennen beginnen.

Eine Turmuhr schlägt. Die Hälfte meines Urlaubs ist verbraucht. Ich suche mir einen Tisch, an dem ich essen kann. Im Windschatten der Kathedrale rieselt die Frist behutsamer ab. (Die Kellnerin: Paralyse, aber erst in 29 Jahren. Bis dahin arbeitet sie als Botin.)

Im Schatten, mit der dunklen Brille, sehe ich tröstlich wenig. (Nur der Brustkorb des Bierkutschers ist klaffend rot. Der Unfall findet in fünf Stunden statt.) Ich bleibe hier, bis ein dünner, kalter Regen einsetzt.

Unter den Brückenbögen war es überfüllt. Ich hastete durch den Tumult der Leichen, bis ich die Kammer im Pfeiler fand, die nach Fäkalien roch, aber leer war. (Erst später, als Blitze zuckten, sah ich das Liebespaar. Ahnten sie ihren frühen Tod? Ihre Gesten waren hoffnungslos zärtlich.)

Die Seine trieb Unrat vorüber: Katzen, Körbe, Intimitäten. Erhaben schwamm ein Globus auf das Meer zu. Schließlich brach die Sonne wie Eiter durch den grauen Schorf.

Ich preßte die Hände vor die Augen, aber zwischen meinen Fingern wimmelte der Chor der Moribunden.

Im Taxi zog ich die Vorhänge dicht zu. (Der Chauffeur: nur eine Blinddarmentzündung!)

»Katakomben!« sagte ich.

Der unirdische Geruch beruhigte sogleich meine Sinne. Nur die ungeduldigen Besucher störten ein wenig die Kontemplation.

Die Hierarchie der Abgereisten ist vollkommen. Ich nehme einen Knabenschädel in die Hand und betrachte ihn: er ist unwiderruflich geheilt.

Bekannte von drüben streifen meinen Arm und flüstern mir Worte zu, die ich »gestern« verstanden habe, heute aber nur wie Eulenflügel an meinem Gehör spüre. Es müssen Ermahnungen sein.

Bin ich säumig? Der Auftrag verbietet nichts, aber er hat Nuancen. Die Katakomben liegen zu weit nach drüben! Ich strebe der Tür zu. Sofort werden die Stimmen leiser.

Im Schacht der Metro, das Gesicht den Reklamewänden zugekehrt: Wie hübsch ist es, etwas wichtig zu nehmen, Zigaretten, Haaröl, Waschpulver, Autos.

An der Rue Lepic zog ich meinen Hut tiefer ins Gesicht. Der Abend begann und mit ihm die Jagd auf die Lust, die Flucht vor dem Abruf. Niemand will jetzt nach Hause und läuft doch geradewegs dahin.

Eine Dirne sprach mich an (noch 63 Jahre, am Hunger) und zeigte mir ihre jungen Brüste. Ich war versucht, meine Hände daran zu wärmen, aber sie trat plötzlich erschrocken zurück, zog ihren Mantel zusammen und ging rasch weiter.

Der Geruch von Fischen und Pfirsichen empfing mich auf der Place Emile-Goudeau wie damals. Fliegende Händler schrien ihre Werbung heiser in die Flut der Käufer. Ich bog zur Treppe ab, über der die weiße Pâtisserie der Sacré-Cœur sich auftürmte.

Der Portier des »Bois un petit coup« reißt den Teppich zur Seite, als ich durch die Tür trete. (Bauchschuß: Krieg oder Raubmord? Es ist zu zwielichtig hier, um zu differenzieren.)

Das Lokal ist klein geblieben. Noch immer Kerzen auf den Tischen.

Ich suche die dunkelste Nische.

Pommard, fast schwarz und schwer.

Mein Geld wird nicht reichen, aber ich muß diesen Wein jetzt in mir spüren. Nicht als Reminiszenz, als Belebung. Was für ein Wort mißbrauche ich! (Der Weinkellner: Arsenvergiftung.)

Ich bitte um das Programm und freue mich, als ich Dianes Namen lese. Sie wird erst nach der Pause auftreten.

Ich will niemanden kränken, aber ich wende doch unmerklich den Blick von der Bühne ab. Es ist unerträglich, den billigen Späßen des Hanswursts beizuwohnen und dabei die Blüten des Todes in seinen Nieren wachsen zu sehen.

Der Wein erfüllt mich mit Illusion, das Gedächtnis verliert seine Kristallform, und ich gleite zurück in das Zwischenreich.

Der Garçon kennt die Schallplatte nicht, nach der ich ihn frage, und ich pfeife ihm die Melodie leise vor.
Er lächelt mir vertraulich zu.
»Das ist lange vorbei«, sagt er.
Ich zucke die Achseln.
Er kramt in einem Schrank.
»Eigentlich gehört sie auf den Flohmarkt«, ruft er mir zu, ehe er sie auflegt.
Diane erscheint sofort. Ihre Augen sind durch schwarze Schrägstriche größer geworden. Sie trägt das Kleid der gotischen Frauen und ein kleines Tamburin. Die Musik umrasselt sie wie ein Skelett. Ich höre in der Zukunft den nackten Schlag ihrer flüchtigen Füße.
Diane kommt von der winzigen Bühne herunter. Sie sieht zögernd in die Nischen und wartet. Ich gebe ihr das Zeichen.
Ihr Wesen ist unter zarter Gleichgültigkeit verschleiert. Sie erkennt mich nicht.
Ich fülle ihr Glas, und sie hebt es sofort an den Mund. Ihr kindliches Gesicht ertrinkt fast darin, nur die Augen bleiben frei. Sie betrachtet mich nachdenklich.
Erst jetzt merke ich, daß ich meine dunkle Brille nicht mehr benötige: Ich entdecke in Dianes Körper nicht eine der Blüten.
Langsam drehe ich den Kopf zur Seite – die tödliche Begabung ist von mir genommen!
Dianes Schönheit tritt hervor wie die Perle aus dem verwesenden Fleisch der Auster.
»Danke«, sage ich und hebe ihre Finger an meine Lippen.
Sie schüttelt leicht den Kopf.
»Ich liebe«, erwidert sie und senkt den Blick.
»Ich liebe«, wiederhole ich.
»Einen Arzt.«
»Eine Tänzerin.«
»Er ist lange tot.«

»Sie lebt.«
»Cimetière Montparnasse.«
»Butte Montmartre.«
Sie sah mich zerstreut an und dachte nach.
»Unsere Geschichten gleichen sich«, sagte ich.
Sie zog ihre Augenbrauen zusammen.
»Sie sind noch sehr jung«, sagte sie, während wir tanzten,
und lächelte. »Nichts gleicht etwas anderem.«
»Erzählen Sie mir von ihm. Vielleicht kann ich ihm ähn-
lich werden.«
»Sie sind es«, antwortete sie.
»Wer war er?«
»Mein Geliebter.«
»Und?«
»Sonst nichts.«
»Sein Beruf?«
»Verdarb ihn.«
»Womit?«
»Mit Verzweiflung.«
»Woran starb er?«
»Am Tod.«
»Erzählen Sie!«
»Er kapitulierte.«
»Nein«, erwiderte ich fest. »Es war ein Unfall!«
»Oh, Ausflüchte!«
Ich mußte schweigen und führte sie an unseren Tisch zu-
rück.
»Waren Sie glücklich?«
»Es blieb ein Schatten.«
»Wer warf ihn?«
»Seine Feigheit.«
»Feige?«
»Er vergaß den Tod nicht.«
»Er spielt mit!«
»Er ist zu schlagen.«
»Wodurch?«

»Liebe.«
Ich entsann mich wieder, wo ich bis »gestern« war, und legte meine Hand um ihren Nacken.
»Aber jetzt?« fragte ich.
»Die Lust ist ein leerer Krug.«
»Hat niemand ihn wieder gefüllt?«
»Nein.«
»Und Robert?«
»Ist verschollen?«
»Wo?«
»Im Ruhm.«
Ich holte das Etui aus der Tasche.
»Er gehört dir«, sagte ich und streifte ihr den Ring über.
»Er wollte ihn mir anstecken an dem Tag, aber unterwegs –«
»Ich weiß.«
Sie hörte mir nicht mehr zu.
»Albert.«
»Ja?«
»Er heißt Albert.«
»Aber –«
»Ich bin seine Frau. Seit er tot ist, bin ich seine Frau.«
»Diane –«
»Ja?«
»Mein Urlaub geht zu Ende.«
Sie sah zerstreut auf.
»Bis morgen«, sagte sie und geleitete mich zur Tür. Ihre Hand war warm und leicht wie ein leeres Vogelnest im Frühjahr.
Sie küßte mich auf den Mund und trat langsam zurück, ohne mich aus den Augen zu verlieren.
Draußen regnete es in schwarzen Strähnen.
Ich stellte mich in das Portal eines Hotels und winkte nach einem Taxi.
Der Wagen war alt, aber gut imstand.

(Werde ich jetzt wieder sehen, dachte ich und starrte den Chauffeur an. Nein!)

»Cimetière Montparnasse«, sagte er.

Man ließ mich abholen.

Ich nickte nur.

»Hat der Herr einen schönen Tag gehabt?« fragte der Chauffeur.

Das Auditorium war schon voll besetzt.

Ich streifte mir den Regen aus den Haaren und stieg auf das Katheder.

»Freunde –«, sagte ich.

Sie hielten mir ihre durstigen Augen entgegen.

Ich rief ihnen den Geruch der Rosen ins Gedächtnis, den Schatten einer Locke auf dem Nacken der Frauen, das Gezwitscher der Rotkehlchen in einem Pflaumenbaum, das Fell einer jungen Katze und die sanften Erleuchtungen des Weines...

Nach jedem meiner Sätze erwartete ich die Zensur. Aber niemand kürzte meine Begeisterung.

›Die Epidemie wird um sich greifen‹, überlegte ich.

›Diesmal wird die Ordnung nicht aufrechtzuerhalten sein.‹

Das Auditorium öffnete sich. Diane trat herein.

»Ich danke dir für das Visum«, sagte sie lächelnd und umarmte mich. »Schade um alle Zeit, die wir nicht zusammenwaren.«

Sie zog ihr Regencap ab und schüttelte sich das Haar.

Die Zuhörer standen auf und gingen langsam an uns vorbei. Ihre Augen waren jetzt rein von vergänglichen Träumen. Sie kehrten endgültig heim.

»Sieh!« sagte Diane und zog mich vor das Plakat, das meinen Vortrag ankündigte: »Vollendete Gegenwart.«

Ich verstand.

»Diane.«

»Albert.«

Wir spürten unsere Tränen; doch da war der trübe Rest der Zeit in uns getilgt, und wir legten uns ruhig nebeneinander in den Schatten der Asphodelen.

Vincent malt einen Stuhl

Die Straße nach Arles. Zwischen gelben Feldern, in denen der Wind wühlt, die Straße. Die Schlucht voll Staub. Drei, vier magere Bäume hinterm Graben, schwindsüchtig und verkrüppelt. Auf jedem Blatt, über den scharfen, grinsenden Steinen, der Staub.

Und darüber die Sonne. Kochend, ein Kessel voll Blut. Sie tritt über den Rand, und alles kommt um in ihrer Brandung. Der Bauer wie ein Kloß aus Lehm. Die Hände stöhnend in der Mähne des Pferdes verkrallt.

Vincent geht nach Hause. Auf der Straße nach Arles. In der Schlucht voll Staub. Vor der gelben Brandung des Kornes.

Vincent hat gemalt. Auf den Äckern hinter der Stadt. Als er hinaustrabte, lag noch Tau, und die Sterne bissen sich durch den Himmel. Vincent hat gemalt. Blaue Karren im Feld, zersplitterte Zypressen, bucklige Dorfgassen und darüber die Sonne, den roten, kreißenden Schoß voll Leben. Seine Pinsel haben die Sonne niedergeschlagen auf das dicke, graue Leinen. Aber die Sonne schlägt zurück. Zuerst stülpt sie ihm den verknäulten Hut aus der Stirn. Das ist eine List, aber Vincent geht darauf ein. Er ist der Sonne ausgeliefert. Er ist ein Knecht der Sonne. Dann liegt sein Schädel nackt unter ihren Hieben. Der glatte, rasierte Schädel über den abstoßenden Kanten der Backenknochen.

Als Vincent den verklebten Pinsel ins Gesträuch wirft, siedet sein Hirn. Die Decke des häßlichen Haupts brennt wie unter den Striemen eines Knüttels. Vincent flucht und spuckt durch die langen, gelben Zähne. Der Speichel bleibt in dem rostigen Gestrüpp seines Bartes hängen. Er wischt ihn am Rockärmel ab. Der Ärmel ist gefleckt wie eine Palette.

Dann geht Vincent nach Hause. In das flache, gelbe Haus, das sein Bruder bezahlt. Vincent klammert die Mappe mit den Skizzen unter den Arm und beginnt vor sich hinzupfeifen. Hola! – wann lernten wir das Lied, Vincent? In Paris, in Paris! Verdammt leicht war das Malen in Paris. Verdammt zu leicht für Vincent.

Vincent pfeift grell und falsch. Ein Hund keift ihn aus seinem Schattenloch an und schnappt nach der blauen, ausgefransten Hose. Die Hose eines Arbeiters. Wollen wir wieder in die Bergwerke, Vincent? Ehrliche Arbeit, das Kohlschlagen. Kohlen, damit andere warm werden daran! Bilder, damit andere warm werden daran! Arbeit gegen das Eis, gegen das menschliche Treibeis.

Der Hund reißt seinen nassen roten Rachen gegen ihn auf. »Arme Kreatur«, sagt Vincent und bückt sich nach der Bestie. Die schnappt zu. Vincent stößt mit seinem angeriemten Holzschuh nach dem Köter. Der Riemen platzt auf, der Schuh fällt ab. Vincent starrt auf seinen nackten, schmutzigen Fuß, durch dessen Staubkruste sich ein dünner Blutbach schlängelt. Das Vieh muß das Fleisch angerissen haben. Jetzt verbeißt es sich in den Lederfetzen des Schuhs.

Vincent geht weiter. Und plötzlich fängt er an zu lachen. Da ist jemand weich zu ihm, weich wie die Brüste der rothaarigen Dirne Mumu. Die Erde ist weich zu ihm! Zu seinem nackten Fuß ist die Erde sanft. Vincent lacht laut und unbändig wie ein Bauer. Er plärrt. Und so, plärrend und die Mappe voll Zeichnungen gegen seine Schenkel klatschend, zieht er in Arles ein.

Vor dem gelben Haus steht der Briefträger Roulin. »Ich muß ihn malen«, denkt Vincent. »Ich nehme Krapplack für seine Nase, für das verquollene, vom Absinth gerötete Monstrum. Aber der Bart? Wir werden sehen!« Der Briefträger Roulin hat einen Brief für Vincent. Mon Dieu, wer schreibt uns? Wer in der Welt? Theo, mon frère Theo hat gestern das Geld geschickt. Wer also? Glattes, gelbes Papier, wie von einer Frau. Oder einer Galerie. Öhee! Vincent hat keine Frau und keine Galerie! Nur die Dirne Mumu. Sie ist, was er von einer Frau braucht und von der Galerie: Herd für sein Feuer. Aber Mumu kann nicht schreiben. Wer also? Vincent reißt das Kuvert auf und knüllt es in der Faust zur Kugel. Der Briefträger Roulin dreht sich auf seinem feisten Rumpf herum und bleckt die stumpfen, braungerauchten Zähne, als er den Ball auf seinem fetten Rücken fühlt. »Ich muß ihn malen«, denkt Vincent, lacht und liest. Der Brief ist von Gauguin. Ein verrückter Kerl, Gauguin! Reist bis nach Tahiti, um etwas zu finden, das zu malen lohnt! Ein Kautz, Gauguin. Da liegt eine halbgeschälte Kartoffel in der Gosse: male sie! Es steckt ein Knäuel voll Leben in ihr. Da hängt ein grünes Halstuch aus dem Fenster: male es! Ein Sturm voll Leidenschaft ist in diesem Halstuch.

Vincent schiebt den gelben Brief mit der Schrift einer Frau in seine Tasche und trabt in seine Haustüre. Der Brief rutscht durch ein Loch wieder heraus und bleibt auf der steilen Treppe liegen.

Die Schlafkammer von Vincent ist eine Kiste. Schmal und kahl wie eine Mönchszelle, als er kam. Jetzt haben seine Bilder Löcher in die Wände gebrannt, und Leben schlägt herein. Vincent malt sich an die Wand, wonach er gerade Hunger hat: eine Schüssel voll Erdäpfel, einen Krug Milch, den Kastanienzweig im Wasserglas.

Vincent knallt den gelben, hartgesottenen Strohhut auf den Stuhl, reißt die verstaubte Jacke und das ver-

schwitzte Kittelhemd vom Leib und schüttet Wasser in die Schüssel. Da ist die Bürste, rauh wie ein Pferdestriegel. Was auch ist Vincent anderes als ein rotes, dampfendes Pferd unter der Sonne? In Brüssel, in der Borinage, in London, in Paris. Ein Pferd unter der Sonne! Vincent sieht in den Spiegel und grinst. Das Wasser klatscht über seinen nackten, knochigen Buckel, steht im rostigen Gestrüpp seines Bartes und schlägt auf die Erde. Vincent starrt in das Glas... Verdammt. Er lauert ihm wieder auf! Er – der Andere! Er läßt sich nicht abschütteln. Wie aus dem Schacht in der Grube steigt er ihm hoch, bricht durch die Augen, wie aus einem Schacht in der Borinage. Vincent reißt drei, vier Selbstbilder von der Wand und starrt sie durch entzündete Lider an: »Man muß sich die Schädeldecke aufspalten, in das Gedärm des Hirns blicken!«

Plötzlich dreht sich der rothaarige, nackte Rumpf wie ein Kreisel und schlägt gefällt gegen das Fensterbrett auf die Erde. »Mein Gott«, würgt Vincent heraus, als er wieder bei sich ist. »Wer steigt in mir hoch wie durch einen Schacht?« Er starrt in den Spiegel und reißt die Augen weit auf. Fiebrig und rot liegen sie in den knochigen Höhlen. Vincent rafft die Mappe mit den Zeichnungen von der Bettdecke und läuft auf die Straße, wo Mumu wohnt. Mumu mit den braunen Brüsten, zwischen denen man Schlaf finden kann. Aber Mumu hat ihre Tür verriegelt. Sie ist nicht allein. Sie kann jetzt nicht dasein für Vincent, die Dirne Mumu. Wer ist überhaupt da für Vincent? Ist die Welt da? Ist Vincent noch da? Er schlägt gegen den Fensterladen von Mumus Haus. Ein paar Leute gaffen aus ihren Türen nach dem halbnackten Mann. Vincent stürzt auf sie los. Er reißt Zeichnungen aus seiner Mappe. »Ablaß!« schreit er, »Ablaß!« Die Bürger von Arles versperren ihre Türen vor dem Fouroux und schielen ihm durch den Spion nach. Vincent schiebt ein Blatt aus seiner Mappe in den Türschlitz, wie

eine Zeitung, und geht grinsend in sein Haus zurück. Auf der steilen Treppe findet er den Brief von Gauguin. Er bückt sich und stopft ihn schluchzend in die Tasche. Als er sein Zimmer aufreißt, sieht er den Stuhl mit der Sitzfläche von Stroh vor seinem Bett stehen. »Malen, malen ist gut!« murmelt er. »Oh, malen ist sehr gut für dich, Vincent.«

Und dann hat er sich vergessen. Vincent ist sich losgeworden. Den armen, verrückten Vincent van Gogh ist er losgeworden. Die Welt ist er losgeworden. Da steht nur noch ein Stuhl in der Welt. Ein gelber, fester Stuhl, auf dem man sich ausruhen kann. Wenn Vincent heimkommt. Ein Stuhl zum Beten fast. Was für ein Glück, daß wir diesen Stuhl haben, Vincent! Er ist da für uns. Er wartet auf uns. Wir können uns auf ihn verlassen, Vincent!

Vincent malt. Jemand gebraucht Vincent und malt durch ihn. Ruhig, behäbig, Strich neben Strich. Die Farben – ohee, die Farben! Wir kaufen sie im selben Laden, in dem die Anstreicher von Arles ihre Farben kaufen. Wir mischen sie auch nicht nach alten Rezepten. Mögen sie hin sein – morgen oder in hundert Jahren! Und harte Pinsel! Oder noch besser: den Spachtel, die Daumen. Strich neben Strich, wie die Anstreicher von Arles. Nur dicht, ganz dicht. Sonst...

Vincent singt. Kein Mensch sang dieses Lied. Vielleicht die gelben Kornäcker. Vielleicht die Sonne, der rote, kochende Kessel voll Leben. Vincent brüllt es. Und er haut mit seinem Pinsel den Takt dazu. Vincent malt.

Als Vincent den Stuhl auf dem Leinen hat, schlägt er einen Nagel in die Wand und hängt das Bild übers Kopfende seines Bettes. Und schmiert seinen Namen in die Ecke. Wie Schulkinder auf die Wände schreiben, umständlich und groß: Vincent. Er wäscht die Hände ab, blinzelt in den Abend über den Strohdächern. In der Schublade seines Waschtisches liegt Brot. Er ißt langsam

Brocken um Brocken. Und trinkt aus der Flasche einen Schluck Wein. Dann macht er den Gürtel locker. Die blaue, ausgefranste Arbeitshose fällt auf die Erde. Vincent legt sich auf das rauhe Bauernbett. Er bleckt im Schlaf die langen Zähne. Er schnarcht. Doktor Rey schüttelt den Kopf: Die Bürger von Arles tuscheln, ein toller Hund habe den roten Maler gebissen. Der Doktor sucht und sieht die Wunde am rechten Fuß. Und plötzlich beugt er sich auch über den anderen, über die Handflächen. Die sind rot und geschwollen wie bei einem Bauern. Doktor Rey seufzt auf und dreht eine Binde um das angerissene Fleisch. Er hält die Kerze vor das Blatt überm Bett. Und geht hinaus.

Idas Menagerie

Der Hausmeister schraubte das Namensschildchen unter der Klingel ab:

Ida Gallenkamp
Asyl für Tiere

»Waren Sie das, der uns gestern abend angerufen hat?« fragte ihn ein schiefschultriger Mann, der vor dem Klinkerbau aus einem Volkswagen stieg, und grub seine Kennmarke aus der Hosentasche.

»Tja, das war wohl ich, Kröger!«

»Dörflein.«

Der Hausmeister steckte den Schraubenzieher in die Brusttasche seiner Joppe, hielt das verschmutzte Schildchen unter der rissigen Zelluloidscheibe weit von sich und kniff die Augen zusammen.

»Was Sie nicht mehr lesen können, Herr Kommissar, hier unten, das hieß: ›Tag und Nacht geöffnet!‹ Es war mit Bleistift geschrieben.«

Der Kriminalbeamte legte das Namensschild behutsam in sein Notizbuch. »Gehen wir!« brummte er und musterte eingehend die Briefkästen.

Kröger schielte über die Schulter zurück nach dem mausgrauen Volkswagen. »Kommen Sie allein, Herr Kommissar?«

»Ja.«

»Gestern abend, ich sollte sagen: heute nacht, waren es sechs Ihrer Herren auf einmal.«

Der Kommissar stieg vor Kröger her die Wendeltreppe hinauf. Neben der Korridortür im ersten Stock blieb er stehen, betrachtete die Blumenkrippe und wischte mit einem Finger Staub von dem Bild eines feuernden Schlachtschiffs.

»Sie hat dreiundvierzig Jahre in diesem Haus gewohnt?« fragte er, während sie die steilen Windungen zum Dachgeschoß hinaufklimmen.

»Ja, dreiundvierzig Jahre.«

»Und die anderen Parteien?«

»Kullikes, im Parterre, wohnen seit ihrer Hochzeit hier. Das war neunzehnhundertvierzehn, kurz bevor er ins Feld zog. Das junge Paar, Ehepaar, um kein Mißverständnis aufkommen zu lassen, Herr Kommissar, die Estabas in der Beletage, die sind erst in den Sommerferien eingezogen. Er ist Studienrat am Alexander-von-Humboldt-Gymnasium. Vorher hauste da ein Künstler, vielleicht haben Sie das Denkmal vor dem ›Institut für Damenoberbekleidung‹ gesehen: Modernes aus Hufnägel, sein Werk. Der Mann war ein ziemliches Ferkel! Ich mußte die Badewanne mit verdünnter Salzsäure reinigen, ehe sie wieder Grund bekam.«

Der Kommissar blieb auf dem obersten Treppenpodest stehen, verschnaufte und lockerte seine schwarze Kravatte.

»Und der Hausbesitzer lebt am Tegernsee?« fragte er und zog die schiefe Schulter hoch.

»Ja, Herr Eisenbeiß kehrt nur zweimal im Jahr in seine Heimatstadt zurück, zu Ostern und vor Martini.«

Der Kommissar steckte einen schmiedeeisernen Schlüssel in das Schloß der einzigen Tür, die es im Dachgeschoß gab.

»Und Sie, wie lange sind Sie im Haus?«

»Seit siebzehn Jahren, seit der Währungsreform.«

Der Kommissar rüttelte an der senfgelben Tür. Sie knarzte und lotterte im Schloß, ging aber nicht auf.

»Sie müssen linksrum drehen, Herr Kommissar! Hinter so einem Schloß bin ich drei Stunden lang hergelaufen, auf Wunsch der Seligen! Lassen Sie mich mal machen, es ist noch ein Trick dabei. Sie hatte mächtige Befürchtungen, vor allem, was Vergewaltigung angeht. Und nun –« Der Kommissar trat zurück und nahm das weiße Porzellanoval in Augenschein. Es stand lediglich »Gallenkamp« darauf, in schwarzer Fraktur, von einer zierlichen Goldborte umrahmt.

Kröger sperrte die Tür auf.

Über ihnen, auf einem Flurleuchter aus Hirschgeweihen, saß eine zimtrote Katze und ließ zwischen zwei Sprossen ihren buschigen Schwanz pendeln.

»Ihr Lieblingsplatz«, erklärte der Hausmeister und schloß die Tür hinter sich ab. »Sie sitzt dort seit damals, ja, seitdem Herr Gallenkamp verschwand. Ich sollte sagen: er! Ein Kater namens Parsival. Die Selige nahm ihn am Tage ihrer ersten Einsamkeit in Obhut. Er streunte auf einer übelbeumdeten Straße umher.«

Die Katze legte den Kopf schief, blinzelte sie verständig an und ging weiter ihrer Tätigkeit nach, zwischen zwei Geweihsprossen den zimtfarbigen Schwanz baumeln zu

lassen, doch unvermittelt sperrte sie das Maul auf, zeigte hinter alterslückenhaftem Raubtiergebiß einen geranienroten Rachen und bellte: sonorer Alt.

»Frau Gallenkamp brauchte knapp neun Monate, bis sie Parsival so weit hatte«, bemerkte Kröger. »Später half ihr die Erfahrung rascher zu ihren schönen Erfolgen. Darf ich vorgehen?« Er raffte eine verschlissene Portiere beiseite.

Die Tiere hockten im Halbkreis um einen erbsengrünen Kachelofen und wandten ihnen den Rücken zu.

Kröger kniete sich auf den fadenscheinigen Teppich, nahm einen Joppenzipfel in die Hand, klappte die Feuer-tür auf und stocherte in der Glut.

»Jedesmal, wenn ich sie füttere, lege ich nach«, sagte er. »Und doch sehen sie immer aus, als ob sie frören. Vor allem der Sussex-Hahn und Wenzel, die französische Zwergbulldogge dort. Aber wissen Sie, was ich glaube, die frieren nicht, die trauern!«

Der Kriminalbeamte sah sich nach einem Stuhl um.

»Kommen Sie bitte in den Erker!« bat Kröger. »Da habe ich oft mit ihr gegessen.«

Sie nahmen links und rechts von dem Patientisch Platz.

»Einen Schnaps gibt es hier wohl nicht?« fragte der Kommissar.

»Schnaps? Nein, der Orang-Utan war in dieser Hinsicht nicht ganz sattelfest.«

Der Kommissar legte den Hut auf die Marketerie und zog sein Zigarrenetui aus der Rocktasche.

»Ich weiß nicht, wie Ottokar das aufnehmen wird«, murmelte Kröger.

»Ottokar?«

»Der zweite von links, das Chinchilla drüben! Ottokar ist empfindlich auf den Augen.«

Der Kommissar klappte sein Zigarrenetui zu.

»Vielleicht später, in meiner Kellerloge«, vertröstete ihn Kröger. »Auch ich –«

Die Tiere machten wie auf Kommando kehrt und versammelten sich, abermals in einem sauberen Halbkreis, vor dem Erker.

»Sie haben Vertrauen zu Ihnen!« rief Kröger. »So etwas ist durchaus nicht üblich einem Fremden gegenüber! Frau Gallenkamp hätte Sie dafür in ihr Herz geschlossen.«

Aus dem illuminierten Aquarium zwischen den beiden Fenstern mit dem Wappen der Familie – ein kristallklarer Zuckerhut, um den sich ein rotes Peitschchen ringelte – erhob sich ein bärtiger Zierfisch, segelte zwitternd durch das Zimmer, zögerte über der Badewanne einen Augenblick, haschte dann nach einer rauhbeinigen Spinne und kehrte in ballistischer Kurve auf eine Vogelschaukel zurück, die er im Wasser hin- und herschwang. Der Kommissar klopfte mit seinem Zigarrenetui leicht gegen die Aquariumwand.

»Es handelt sich um eine Schnöweritze, Olga mit Namen«, sagte Kröger und nickte dem Fisch zu.

»Kann er, kann diese Olga nicht schwimmen?« fragte der Kommissar und zupfte an seiner rechten Augenbraue.

»Nicht mehr! Frau Gallenkamp hat es ihr abgewöhnt, in drei Wochen. Ebenso wie sie Parsival das Miauen abgewöhnte. Allerdings brauchte sie damals noch, ich erwähnte es schon, neun Monate, bis ihm die höhere Natur kam.«

Der Kommissar lockerte seine Krawatte noch einmal.

»Warum?« fragte er stracks. Der Hausmeister starrte ihn an. »Ich verstehe nicht, Herr Kommissar –«

»Ich fragte: Warum hat sie diesem – diesem Parsival das Miauen abgewöhnt und jener Schnöweritze –«

»Olga.«

»Und jener Olga das Schwimmen?«

Kröger schwang das linke Bein über das rechte und wippte. »Die Selige hat ihre Natur überwunden«, sagte er fest.

Der Kriminalbeamte musterte ihn wachsend beunruhigt. »Das Menagerie –«, Kröger zuckte zusammen und korrigierte sich hastig: »Die Gäste Frau Gallenkamps kamen in einem miserablen Zustand hier an, alle, ohne Ausnahme! Sie waren unglücklich, Herr Kommissar! Die Ziege dort zum Beispiel, Cassandra, ihr stand das Messer an der Gurgel: Sie lag am Markttag vor dem Laden eines Schlachters, kurz angebunden. Bis Frau Gallenkamp sich ihrer annahm.«

Ein ausgezeichnet gebauter Vogel mit einem kirschroten Gesicht riß in der Mitte des Kreises den Schnabel auf, schloß ihn wieder, ehe auch nur ein Laut hervorgedrungen war, legte seine Flügel stramm an die Hüften und marschierte mit kerzengerade hochgeworfenen Beinen rhythmisch über den Teppich auf den krustigen Blutfleck zwischen zwei Schirasrosen zu. Trotz des wenig geeigneten Terrains hallten seine Stehschrittchen preußisch knapp wider.

Kröger schnellte empor, klatschte in die Hände und grollte: »Du wirst doch nicht dort, Hermann-Josef!«

Er blickte den Kommissar verständnisheischend an. Dörflein machte eine zarte Geste. »An der Stelle?«

»Ja. Als ihr Romuald das Gesicht auf den Rücken drehte, muß er ihre Nase leicht verletzt haben. Ihre Leute schießen jedenfalls meine Ansicht zu teilen.«

Der Kommissar beobachtete den Rückmarsch Hermann-Josefs zum Scheitelpunkt des Halbkreises, wo der Vogel sich anstandslos einreihete.

»Eine Rauchschnalbe«, sagte Kröger. »*Hirundo rustica*, wenn ich die Worte der Seligen recht im Gedächtnis habe. Sie fand das Vögelchen halberfrozen auf einem Bahngleis. ›Kröger‹, sagte sie damals, ›dahinter stecken Selbstmordabsichten!‹ Nach vierzig Tagen konnte Her-

mann-Josef marschieren! Haben Sie den Takt erkannt? Fehrbelliner Reitermarsch! Frau Gallenkamp war eine hervorragende Pfeiferin.«

Der Kommissar holte sein Taschentuch heraus und schneuzte sich. »Hermann-Josefs Flügel waren gebrochen?« fragte er.

Kröger sah ihn verdutzt an. »Aber wieso? Auch seine Natur hat Frau Gallenkamp überwunden!«

Der Kommissar wiegte den Kopf.

»Ich habe mich vielleicht nicht klar genug ausgedrückt«, sagte der Hausmeister und rang nach Worten. »Wenn Frau Gallenkamp –«, er deutete eine Handbewegung in Richtung auf den umfangreichen krustigen Fleck an, »wenn Frau Gallenkamp noch unter den Lebenden weilte, könnte sie Ihnen ihre Ideen ganz gewiß besser erklären als ich. Sie war nicht nur eine Frau von Herz, sie war ein Genie, Herr Kommissar! Ich kann hier nur wiederholen, stümperhaft genug, was ich aus ihrem Mund vernommen habe.«

Der Kriminalbeamte zog neuerlich seine schiefe Schulter hoch. Im gleichen Augenblick japste Wenzel, die französische Zwergbulldogge, die sie keine Sekunde aus den Augen gelassen hatte, tief nach Luft und begann durchdringend zu miauen.

»Auch sie?« fragte der Kommissar.

»Auch ihre Natur hat Frau Gallenkamp überwunden.«

Der Kommissar räusperte sich. Kröger hob die Augenbrauen.

»Ich sagte schon, die Gäste der Seligen kamen in einer miserablen Verfassung in dieses Asyl. ›Kröger, da ist wieder einer mit seiner Natur ins Unglück geraten!‹ sagte Frau Gallenkamp dann wohl zu mir. Ich werde ihn unter meine Fittiche nehmen und ihm einen neuen Adam anziehen, Kröger! Ich werde ihn glücklich machen.«

Ein Kakadu in Rosa, der auf dem linken Horn der Ziege hockte, fuhr auf und krächzte erregt: »Wir sind dankbar, dankbar, dankbar!«

Der Kommissar schrak zusammen.

»Das hat nichts zu bedeuten«, beschwichtigte ihn der Hausmeister. »Ein nichtssagender Rückfall! In Wirklichkeit kann nur Cassandra sprechen, die Bezoar-Ziege. Engelbert hat es ihr lediglich nachempfunden. Er ist erst seit vierzehn Tagen im Asyl und hat sich noch nicht ganz von seinem Charakter gelöst. Seine neue Natur ist anderer Art: Er kann Büchsen öffnen! Allerdings noch nicht sämtliche Typen.«

Der Kommissar drehte sich nach dem illuminierten Aquarium um, in dem die Schnöweritze Olga noch immer schaukelte, und rückte ein wenig zur Seite.

»War Frau Gallenkamps Asyl gelegentlich auch Menschen zugänglich?« fragte er behutsam.

Kröger rieb seinen Adamsapfel.

»Drei Monate nachdem Herr Gallenkamp unter Mitnahme der Kinder verschwunden war – die Selige hat es, offen gestanden, nie ganz verwunden: ›Kröger, ich wollte nur ihr Bestes!‹ hat sie mir oft gesagt, der Fall ist ja auch der Polizei ein Rätsel geblieben –«

»Herr Gallenkamp war Direktor?«

»Regierungsdirektor. Was wollte ich sagen? Drei Monate nach seinem Verschwinden gab Frau Gallenkamp in allen repräsentativen Zeitungen unseres Landes ein Inserat auf: ›Mein asile du cœur bietet Hochzeitspaaren eine Nacht von bleibendem Wert.‹ Sie fand reichlich Zuspruch. Allein, ich muß sagen, die Selige erntete schnöden Undank und gab das großherzige Unternehmen schon nach wenigen Wochen zugunsten der stummen Kreatur, wenn ich mich im Angesicht Kassandras so ausdrücken darf, wieder auf. Dabei hatte sie alles getan, um den jungen Leuten die Hochzeitsnacht unvergeßlich zu machen! Sie füllte die Vasen zu jeder Jahreszeit mit

Maréchal-Niel-Rosen, die Tiere versammelten sich vollzählig um das Bett, so wie sie jetzt um uns geschart sitzen. Es gab eine Flasche Wein und selbstgebackenes Konfekt. Auf dem Geweihkronleuchter brannten Kerzen. Frau Gallenkamp zog sich zartfühlend hinter die Portiere zurück, in dieses Zimmer, und spielte auf ihrem Klavichord aus dem ›Tannhäuser‹.

Die ganze würdige Nacht kostete das junge Paar keinen roten Pfennig, Herr Kommissar! Im Gegenteil, Frau Gallenkamp ging so weit, ihren Gästen, wenn sie von auswärts kamen, auch noch die Reise zu bezahlen. Erster Klasse, falls die Fahrt länger als acht Stunden dauerte. Selbstverständlich versuchte sie, bei ihren Gästen die höhere Natur zu erwecken! Das Hochzeitspaar durfte in jenen schwerwiegenden Stunden die Tag- und Nachtbücher der Seligen lesen.«

»Nachtbücher der Seligen lesen«, wiederholte der Kommissar etwas unbeholfen.

»Ja! Es war die einzige Auflage, die Frau Gallenkamp den jungen Menschen machte. ›Kröger!‹ sagte sie hin und wieder zu mir, ›Zärtlichkeiten vergehen mit der Morgenröte, die Weisheit aber währet ewiglich.«

Im Flur gab es einen sanften Plumps. Der zimtrote Kater schritt ins Zimmer und bellte den Hund an, Wenzel beruhigte ihn aber auf der Stelle durch gemütvolltes Schnurren.

»Offen gestanden: Ich kann Romuald nicht folgen«, äußerte sich Kröger. »Er war bereits einen vollen Monat hier und hatte eindeutig Fortschritte gemacht. Der Smoking von Herrn Gallenkamp saß ihm wie angegossen, und nachdem Romuald Pfingsten auf dem Schützenfest den Vogel abgeschossen hatte, standen ihm die ersten Häuser der Stadt offen. Die zwei Stündchen Patience mit Frau Gallenkamp, hier an diesem Tisch, dreimal die Woche, mußten ihm geradezu eine Ehrenpflicht,

was sage ich, ein Vergnügen sein! Ich bitte Sie: ein erwachsener Orang-Utan.«

Die Bezoar-Ziege, die ruhig zwischen Wenzel und Ottokar gelegen und wiedergekaut hatte, sprang auf, senkte ihre stattlichen Hörner und sprach nachdenklich: »Ich bleibe bei meiner Aussage: Romuald hat unser aller Wohltäterin das Gesicht rüde auf den Rücken gedreht.«

Der Kommissar erhob sich und musterte das zerschlagene Fenster, das Kröger vorläufig mit Kartonpappe abgedichtet hatte.

»Drei große Scheiben hat Romuald zerdeppert, als er nach seiner Bluttat floh«, klagte der Hausmeister. »Zum Glück ist das Familienwappen der Seligen erhalten geblieben.«

Der Kommissar stieg taktvoll über den krustigen Fleck zwischen den Schirasrosen. Vor ihm flatterte der Sussex-Hahn auf, schwirrte hinter den Kachelofen, ließ sich auf einem Legenest nieder und drückte einen Handstand.

Der Kommissar ging auf den Flur. Kröger kramte den schmiedeeisernen Schlüssel aus der Joppentasche und sperrte die Tür zum Treppenhaus auf. Als sie im Korridor standen, schnarrte drinnen der Kakadu: »Wir sind dankbar, dankbar, dankbar!«

Kassandra rief ihn zur Ordnung. Im nachfolgenden Wortgeplänkel trat ihr Schweizer Akzent deutlich hervor. »Befindet sich Romuald noch in Polizeigewahrsam?« fragte Kröger auf der Wendeltreppe.

»Ja.«

»Was haben Sie für Pläne mit ihm, Herr Kommissar, wenn ich fragen darf?«

Der Kommissar erklärte sich nicht.

»Meine Verhandlungen mit dem Zoologischen Garten haben sich leider zerschlagen«, sagte Kröger. »Und die Freiheit können wir ihm auf keinen Fall zumuten. ›Kröger, die Freiheit, das ist der Ruin!‹ hat die Selige mehrfach geäußert.«

Dörflein drückte mit dem Ellenbogen die Haustür auf und ging zu seinem Wagen.

»Da hat es nun Frau Gallenkamp immer gut gemeint mit allem, was sie unter die Fittiche nahm«, brummelte Kröger hinter ihm und nahm seine Schiffermütze ab, »und jetzt hinterläßt sie so einen Schlamassel! Das stimmt mich nachdenklich, Herr Kommissar.«

Der Kriminalbeamte gab ihm die Hand. »Sagen Sie, Kröger, bei Ihnen, hat da Frau Gallenkamp auch, hm, den neuen Adam –«

Kröger wrang seine Schildmütze zwischen den Händen und sah in die Weite.

»In gewissem Sinne vielleicht schon. Wie soll ich mich ausdrücken? Könnten Sie meine Worte außerdienstlich aufnehmen, Herr Kommissar?«

»Ich kann«, sagte Dörflein und öffnete die Tür seines Volkswagens.

»Tja, denn: ich hieß früher einmal Gallenkamp.«

Der Kommissar lachte plötzlich meckernd auf.

»Und die Kinder?« fragte er und setzte sich hinter das Steuer.

»Die sind in der Tat verschwunden, Herr Kommissar! Hermann-Josef nach dem Abitur. Wenzel nach dem Einjährigen. Olga am Tag ihrer ersten Kommunion. Frau Gallenkamp hatte kurz vorher einen Neger ins Haus genommen, Sie können sich denken, warum. An den Kniescheiben und rund um den Nabel zeigte er schon zarte Grautöne.«

Der Kriminalbeamte drehte den Zündschlüssel.

»Sagen Sie, Kröger«, murmelte er, zog die Tür zu und kurbelte das linke Seitenfenster des Wagens herunter,

»Sie hießen, hm, Sie hießen nicht zufälligerweise auch einmal Romuald?«

Der Hausmeister massierte seinen Adamsapfel; dann wandte er sich peinlich berührt ab.

Im Rückspiegel sah der Kriminalbeamte, wie Kröger in die Tasche seiner Joppe griff und den leeren Rahmen des Namensschildchens wieder an den roten Klinkerbau schraubte.
Der Kommissar verließ entschlossen die Stätte des Mordes.

Stilleben mit Schlangen. Natura morta

Es dämmerte. Die stechende Sonne stellte den Truc Tariunt in einen Kegel aus starrem, grauem Licht. Stefano zog seine Manteljacke aus und knotete sich die Ärmel um den Leib. Er stieg bergan, kam zur Quelle von Ciabrira. GOTT IST DIE LIEBE stand eingemeißelt und verwittert auf der Felsmauer, aus der das Wasser sprang. Er hielt das Gesicht unter die hölzerne Röhre. Stefano schreckte zusammen, als ihm der weiße Trutzhahn, den sein Cousin abgerichtet hatte, gegen die Waden hackte. Lautlos trappte das Tier hinter ihm her und überholte ihn erst im Hoftor von Sauvage.

Pompeo Lombardini saß mit Milia, Tazio und der Magd auf der Terrasse am Steintisch. Sie aßen zu Abend, kein Wort fiel.

Cerea! rief Stefano.

Pompeo Lombardini sah ihm entgegen, als er zwischen den Nußbäumen über den Hof ging, und riß mit den Zähnen die Fleischreste von einem Karnickelkopf.

Setz dich, sagte er.

Die anderen musterten ihn nur kurz und machten sich wieder über die Polenta her. Die junge Magd schlurfte zur Küche und holte noch einen Teller.

Was höre ich, sagte Lombardini und zerrte weiter die Fleischfasern von dem Schädel, Barba Danieles dritte Frau ist in die andere Welt verweist?
Stefano setzte sich auf den freien Stuhl neben seinen Onkel. Donnerstag schon, sagte er.
Was? Sprich lauter, ich bin nicht Mirr, nicht der Hund!
Donnerstagnacht schon!
Was heißt schon, heute ist sie doch auch noch tot? Lombardini grinste und warf den Karnickelkopf der Katze zu.
Ein Blutpfropfen, sagte Stefano.
Die Magd füllte ihm den Teller mit Polenta und kalter Milch auf.
Ach was! rief Lombardini. Er hat sie zu oft auf dem Hintern sitzen lassen!
Die Magd schnaubte und schielte zu Stefano herüber. Milia murmelte ein paar Worte, und sofort beugte das Mädchen das braune, rissige Gesicht wieder über den Teller.
Eine Frau muß bewegt werden wie ein Maultier, sagte Lombardini, trank seinen Wein aus und feixte. Sonst erstickt sie an ihren Launen.
Er drehte seinen Stuhl und sah hinauf über den Gipfel des Truc Tariunt. Dann schüttete er sein Glas halb voll und schob es vor Tazio.
Die Luzerne wird noch gehäuft, sagte er. Trinkst du einen mit, Stefano?
Ja, die Gurgel brennt mir.
Tazio starrte ihn mit seinen kleinen, wasserhellen Augen über das Glas an und schmatzte den Barbera. Er lachte lautlos in sich hinein. Als die Magd aufstand und zwei Rechen über die Schulter nahm, lief er in kurzen hohen Sprüngen hinterdrein.
Laß sie in Ruhe! brüllte Lombardini über den Hof.
Tazio drehte sich um und grientete seinen Vater an.
Ruhe! jubelte er.

Die Magd ging voraus. Der Truthahn tappte zwischen ihnen hin und her.

Stefano stippte mit einem Brocken Brot die kalte Milch und hörte auf zu essen. Sofort räumte seine Tante das Geschirr zusammen und trug es in die Küche.

Komm, sagte Lombardini.

Er nahm die Barberaflasche und stapfte langsam vor Stefano her zum Weinkeller, der hinter dem Hof in den Fels getrieben war. Lombardini hakte einen Schlüssel vom Gurt, sperrte die kleine, quadratische Bohlentür auf. Er zwängte sich auf allen vieren in den Stollen und zapfte den Barbera ab.

Als sie zurück auf die Terrasse kamen, war Milia nicht mehr zu sehen. Stefano hörte sie in der Küche mit dem Geschirr klappern und auf die Magd schimpfen.

Eine Kuh! sagte Lombardini. Eine alte Kuh, die mir nur einmal geboren hat, den Kretin!

Er schenkte ein und hielt sein kurzes dickes Glas in der Faust wie ein Trinkei.

Sieh dir den Morast da unten an! rief er und streckte seine Hand gegen das Tal aus, in dem Roccaccia unter den Schwaden, die vom Salabial aufstiegen, ertrank. Morast! Wie kann da einer am Leben bleiben?

Stefano drückte seine Nase und warf seinem Onkel einen lauernden Blick zu.

Soll ich zurück nach Bourel? fragte er.

Ts-ts-ts! Bourel ist tot, nur noch die Vipern und die Maestra leben da! Lombardini trank und wischte sich über den franzigen Schnurrbart, der rund um den Mund rot war vom Wein. Das da oben ist ausgeräuchert wie ein Rattennest! brüllte er. Und das da unten ersäuft in seinem eigenen Dreck!

Sie hoffen auf die Sesselbahn, sagte Stefano, wenigstens die da unten.

Lombardini blinzelte ihn an, trank und brach in ein grollendes Gelächter aus.

Es gibt keine Sesselbahn! brüllte er.

Ich glaube auch nicht daran, sagte Stefano. Wer will aus der Stadt auf den Truc?

Es gibt keine Sesselbahn! sagte Lombardini. Ich habe ihnen keinen Krümel verkauft.

Waren die drei Ingenieure aus Turin hier oben?

Vorgestern, sagte Lombardini. Das da wollten sie fressen wie eine Zicke das Grasbüschel! Lombardini ging zur Mauer und deutete über den Südhang des Truc Tariunt hinunter zum Salabial. Aber solange ich lebe, bekommen sie nicht einen Fingernagel voll Erde!

Warum nicht? fragte Stefano. Viertausend Lire für den Quadratmeter sind in Roccaccia noch nicht gezahlt worden, seit die Welt steht.

Lombardini drehte sich um, das Barberaglas in der Hand. Ich scheiße drauf! sagte er. Ich will keine Sesselbahn hier oben.

Sie werden dich enteignen.

Lombardini kam an den Tisch zurück. Sie können mich nicht enteignen, die schon gar nicht, sagte er. Es ist eine Privatgesellschaft.

Dann läuft die Bahn über Ciabrira hinauf.

Sie können mich nicht enteignen, und sie läuft auch nicht über Ciabrira, sagte Lombardini. Sie kommt nach Torre Pellice, und dahin gehören die Affenkäfige, in denen die Turiner ihre Kinder schaukeln, und das Gedudel, obwohl es mir für meinen Freund Gioannin Planchon leid tut.

Er stützte sich auf den Steintisch, ein rasselnder Husten schüttelte ihn. Lombardini trank das Glas auf einen Schluck aus, zog seinen mit Kupfervitriol bespritzten Hut ab und schlug sich wütend gegen den Kopf.

An einem bestimmten Tag gehe ich in die Stadt, sagte Stefano und sah hoch nach dem Felsennest, in dem erloschen Bourel lag.

Nach Turin?

Nach Genua oder noch weiter!

In der Stadt knacken sie dich platt wie einen Floh, sagte Lombardini und setzte sich. Ich war ein dutzendmal in Turin, vielleicht noch öfter, aber jedesmal stieg ich mit runden Füßen an der Porta Nuova in den Zug. Und wenn ich auf der Station in Roccaccia ankam, steckte ich die Finger in den Mund und pfiiff – sie tanzten schon alle hier oben, wenn ich unter das Tor trat.

Stefano drehte sich eine Zigarette und hörte, wie der Hütehund das Vieh über das Steinfeld auf Sauvage zutrieb.

Was willst du in Genua? fragte sein Onkel. Mit den anderen Arbeitslosen auf der Mauer sitzen und nach Amerika blinzeln? Er hustete wieder, krümmte sich zusammen, spie den Schleim auf die Erde und stampfte darauf. Wenn dieser Kretin keine Mutter mehr hat, sagte er und holte Atem, dann kannst du zu mir nach Sauvage kommen! Ich hätte dich auch nach dem Krieg lieber hier oben behalten, als dich Carpano in die Werkstatt zu werfen, aber die alte Kuh machte mir die Hölle heiß.

Stefano sah hinüber zu seinem Onkel und kniff die Lippen zusammen. In der Küche flammte das Licht auf und erlosch wieder. Das eintönige Geschimpfe wanderte im Dunkeln auf und ab.

Flickschuster! Ich arbeite heute noch mit vier Maultieren!

Lombardini schenkte nach, hielt die Hand hinters Ohr und lauschte auf die Glocken der Kühe.

Von dem kannst du eine halbe Kufe den Tag über trinken, sagte er. Und am anderen Morgen hast du einen Kopf wie eine Quelle.

Ich nicht!

Pà, ihr seid alle Milchkälber!
Wenn ich einen Liter hinterm Kragen habe, reicht es mir heute!
In deinem Alter trank ich sieben, sagte Lombardini, oder gar keinen!

Seine Hand schloß sich um das Glas, und Stefano sah, daß sie schuppig war wie Schlangenhaut vor Alter, Arbeit und Schmutz.

Ihr habt vorgestern den Fremden unter die Erde gebracht? fragte Lombardini und stülpte den Filzstumpfen wieder auf den Kopf.

Am Freitag um elf.

Wer war mit?

Sechs Leute, sagte Stefano und blies in seine Zigarette. Der Waldenser Pfarrer, zwei Kriminalbeamte aus Turin, Vittorio Grosso, der ihn fuhr, die Maestra und Corrado Tagliero.

Und der Wachtmeister! sagte Lombardini. Oreste Comba hat es mir erzählt, als er die Gasflasche auswechselte.

Der Wachtmeister saß mit dem Fernrohr am Dachfenster, sagte Stefano.

Er hat eine Nase wie ein Trüffelhund!

Dieses Mal hat sie ihm nichts genützt, sagte Stefano. Und den Kriminalbeamten aus Turin, die sicher eine Nase wie eine Koppel Trüffelhunde haben, hat es auch nichts genützt. Sie kennen sich nicht aus in Roccaccia.

Aber du, was? Lombardini lachte. Der Hund brachte die Kühe auf den Hof und trieb sie in den Stall. Aus der dunklen Küche schlappte Milia hinter ihnen her.

Ihr seid heute spät dran, sagte Stefano.

Wir waren auf der Wiese im oberen Steinfeld, sagte Lombardini, das Heu ist drei Wochen gewaschen worden. Er hielt die Zweiliterflasche gegen das trübe Licht aus dem Stall und schüttelte sie.

Stefano rieb über seinen kahlgeschorenen Kopf, setzte aber sofort wieder seine weiße Kappe auf.

An anderer Leute Stelle sähe ich dem Wachtmeister auch lieber auf den Rücken als ins Gesicht, sagte Lombardini.

Stefano zögerte einen Augenblick, ehe er antwortete: Es war alles so, wie Pino Fornero erzählt hat.

Ts-Ts-Ts!

Ich muß es wissen, sagte Stefano, ich war der erste, der nach ihm in Bourel ankam.

Du?

Ich hörte vor der Villa Olga, was er den Russen zurief, und rannte hinauf. Es waren die schwarzen Vipern!

Sie hat noch keinen daran sterben lassen, sagte Lombardini und beugte sich vor. Warum hat sie diesem Fremden nicht geholfen, eh?

Stefano schwieg. Er betrachtete an der rechten Hand seines Onkels, die das Glas zum Mund führte, den zerquetschten Daumen. Das oberste Glied war ausgewuchert wie ein roter, schwammiger Pilz.

Tazio und die Magd kamen vom Heuplatz zurück. Sie trotteten in der Dunkelheit ohne ein Wort an ihnen vorbei. Tazio trug den weißen Truthahn auf dem Arm.

Ich bin sicher, daß er ihr ein Kind macht, sagte Lombardini. Es ist die dritte, die ich seinetwegen heimschicken muß.

Wie alt ist er jetzt? fragte Stefano.

Zweiunddreißig, vielleicht auch ein Jahr älter, sagte Lombardini und rief: Kommt her!

Tazio und die Magd stellten die Heugabeln in die Scheune und schlurften zum Tisch. Tazio schielte nach dem Weinglas.

Ja, trink, damit du wenigstens einen Funken in dein Hirn bekommst, sagte Lombardini.

Bice! rief Milia aus dem Stall. Die Magd trabte los. Tazio trank das Glas aus, schmatzte und sprang mit dem Truthahn hinterdrein.

Und wie alt ist sie? fragte Stefano.

Siebzehn.

Lombardini schob ihre beiden Gläser nebeneinander und ließ den schwarzen Wein hineingurgeln. In seinem Alter war ich auch Tag und Nacht unter den Röcken, aber ich hatte Licht im Kopf, sagte Lombardini. Warum trinkst du nicht?

Der Weg zieht sich, sagte Stefano.

Willst du hinauf nach Bourel, heute noch?

Ich muß mit ihr sprechen.

Lombardini schlug sich mit der Faust auf das Knie. Der Hund, der unter dem Steintisch gelegen hatte, sprang auf und setzte sich vor die Mauer. Er sah Stefano an und knurrte.

Laß sie in Ruhe, ihr Verstand ist stehengeblieben! sagte Lombardini. Hast du mir nicht erzählt, es war alles so, wie es Pino Fornero trompetet hat, eh?

Stefano stand auf.

Kanntest du einen Jungen, einen Studenten, der ein paar Jahre vor dem Krieg im Sommer in Roccaccia war, bei dem alten Pfarrer? fragte er.

Der Deutsche?

Ja, ein Deutscher.

Lombardini leerte die Flasche in sein Glas. Dann schob er den Hut ins Gesicht, beugte sich vor und stach mit dem Daumen in die dunkle Luft.

Der Alte hat ihn ihr aus den Rippen geprügelt, sagte er leise und sah sich um.

Milia kam mit einem Melkeimer aus dem Stall. In der erleuchteten Tür blieb sie stehen und fragte mürrisch: Schläft er hier?

Wir haben miteinander zu reden, sagte Lombardini. Er packte die Barberaflasche und stapfte zu seinem Felsenkeller.

Stefano drehte seinen Stuhl. Er legte die Füße auf die Mauerbrüstung und sah hinab in das Tal des Salabial. Hinter der Kuppe von Vignassa zog der wachsende Mond in seinem Hof, grün wie ein Akazienblatt. Rocaccia lag darunter im Nachtdunst. Selbst die Laternen auf der Via G. Matteotti und der Piazza della Libertà waren von hier oben nicht mehr zu erkennen.

Lombardini blieb lange weg – eine halbe Stunde, eine Stunde?

Ich habe geschlafen, sagte er, als er zurückkam. Die erste Nachtstunde schlafe ich unter freiem Himmel, vor dem Keller! Er schmunzelte und stieß Stefano an.

Eh, sie war nicht zu verachten mit siebzehn, achtzehn, nur spöttelig, zu wenig Fleisch! sagte Lombardini und stellte die Flasche auf den Steintisch. Der Alte und ich, wir waren beide hungrig auf sie. Es war eine Stunde bis zum nächsten Feigenbaum!

Und der Deutsche? fragte Stefano und klopfte mit dem leeren Glas gegen seine Zähne. Was wollte er?

Der Deutsche? Was wird er gewollt haben? Was wir alle wollen!

Lombardini tappte in der Dunkelheit nach seinem Glas, hielt einen Finger hinein und füllte es halbvoll: Er suchte die Pfanne für seinen Fisch! Das Verdammte dabei war, daß sie ihm die Pfanne hinhielt.

Stefano drückte gegen seine Nase, nahm die Flasche und fragte: Und ihr?

Wir ließen sie nicht von der Kette, sagte Lombardini; er nahm Stefano die Flasche aus der Hand und schenkte sich ein, bis der Wein überschwappte: Sie stellte sich auf die Galerie da drüben und trällerte wie eine Goldamsel,

und er schlich um den Hof, sobald es dunkel wurde. Aber wir ließen sie nicht von der Kette!

Woher kannte der Deutsche sie?

Das erste Mal sahen sie sich, jedenfalls weiß ich nichts anderes, als sie einen jungen Hund auf den Pfarrhof brachte. Der Alte und ich, wir rochen das Feuer und schlossen die Tür ab, wenn wir nur einen Schritt vom Hof gingen. An die Kette, an die Kette!

Lombardini hustete, die Luft blieb ihm weg, er schlug sich gegen den Kopf. Sein grüngesprenkelter Filzstumpfen rollte zur Erde. Er hob ihn auf und starrte Stefano an.

Aber im nächsten Sommer kam er wieder, ehe wir es erfuhren, und im September ging sie mit ihm durch, bis zum anderen Morgen.

Stefano rutschte von der Mauer. In welchem Jahr war das? fragte er.

September achtunddreißig, auf dem Ball in Cuneo. Dieser deutsche Filou hatte sich ein Motorrad geliehen und wartete an der Kreuzung hinter Rastoula. Gegen acht war es, ja, gegen acht. Der Alte und ich standen im Stall und handelten mit Jacobo Stringat, dem Viehhändler aus Pinerolo, den sie dreiundvierzig fortschleppten und nicht wiederbrachten; es war eine Sache von Minuten, da war sie mit dem Deutschen verschwunden.

Stefano sah auf die Hand mit dem verkrüppelten Daumen, in der das Weinglas niedersank und aufstieg.

Eh, man braucht nicht dabeigewesen zu sein, um zu wissen, was sie getrieben haben bis zum anderen Morgen! Sie kam erst zurück, als im Truc schon alle Hähne gekräht hatten. An den Füßen trug sie ein Paar Seidenschuhe, die ihr der Deutsche auf dem Markt in Cuneo gekauft hatte, bei Ippolito Giovenale, dem Zwerg aus Saluzzo.

Lombardini stach seinen Daumen in die Luft, der Barbara schwappte auf die Erde.

Der Alte saß hier am Tisch, hier auf dem Platz, wo ich jetzt sitze, noch vom Abend vorher saß er hier und nahm sich einen Liter nach dem anderen. Eh, und ich hielt mit!

Lombardini griff steif nach der Flasche, schüttelte sie und ließ den schwarzen Wein in sein Glas rinnen.

Als er sie kommen sah, morgens um sechs, da zwischen der Kastanie und dem Lichtmast, ging er in den Stall und holte die Geißel.

Ich sagte: ›Schlag sie halbtot, aber laß sie am Leben!‹

Er antwortete nicht. Da, unter dem Tor, tat er sich an sie. Er trieb sie um den Hof, bis sie ihre weißen Schuhe verlor. Der Alte las sie auf und warf sie in die Jauchegrube. Sie rannte auf die Mauer zu, ich glaube, sie wollte sich in die Schlucht stürzen, aber da stand Battista Ricca, dein Vater, dem sie schon versprochen war, und nahm sie mit Händen und Füßen in Empfang. Zuletzt, zuletzt kam sie auf mich zu, ich saß vor der Küchentür und hatte meinen Gürtel abgezogen.

Da war nichts zu machen. Wir jagten sie zwischen uns her über den Hof und brachten ihr bei, was Tanzen heißt! Und keiner sprach ein Wort, auch der Alte nicht, auch sie nicht. Nur die Hunde winselten. Arri, arri!

Das ging so, bis ihre Mutter aus dem Haus kam, sie uns aus den Händen riß und auf ihr Bett schleppte. Den Herbst über hinkte sie noch und trug ihr Gesicht im Kopftuch, aber sie blieb an der Kette! Und im Oktober heiratete sie Battista Ricca, er heiratete sie noch! Da, am Hoftor, holte er sie ab, und sie hat Sauvage nicht mehr betreten. Es hat auch in den vierundzwanzig Jahren hier niemand auf sie gewartet.

Und der Deutsche? fragte Stefano aus dem Dunkeln.

Ich ging am nächsten Abend hinunter zu ihm nach Rocaccia und nahm ihn mit zum Salabial und sprach ein paar Worte mit ihm. Am Tag darauf fuhr er heim.

Hast du auch ihn zusammengeschlagen? fragte Stefano.

Ts-ts-ts! Ich habe ihm nichts getan, gar nichts. Ich wußte schon, daß ich ihm nichts zu tun brauchte, als ich mit ihm zum Salabial hinunterging – hätte er sie sonst allein hierher auf den Hof gehen lassen? Ich habe ihm nur erzählt, was wir mit ihr anstellten, an dem Morgen – und das nächstmal. Er war froh, daß er so aus dem Eisen kam!

Und du hast ihn nicht mehr gesehen?
Diesmal kam er nicht wieder.

Lombardini trank und fragte: Willst du jetzt hinauf nach Bourel?

Nein.

Du kannst in der Scheune schlafen.

Ich habe noch Durst, sagte Stefano.

Das waren zwei Fiaschi, und der Sonntag ist vorbei.

Ich habe noch Durst, wiederholte Stefano.

Also gut! Nehmen wir noch einen, aber in drei Stunden steigst du mit ins Heu. Nach Bourel kommst du immer noch früh genug. Geht sie nicht mehr auf den Markt?

Einmal so, einmal so, sagte Stefano und sah hoch in den nachtschwarzen Berg.

Lombardini schwankte mit der Barberaflasche auf den Keller zu. Stefano knöpfte seine Manteljacke los und zog sie über. Er stieß die Hände in die Taschen und ging vor der Mauer auf und ab.

Vom Truc Tariunt strich rauhe Luft zu Tal. Stefano hörte, wie sein Onkel schwer über den Hof stampfte. Ein Riegel klirrte, Lombardini murmelte einen Fluch. Er tauchte in der Küchentür wieder auf, der schwarze Hund war bei ihm.

Lombardini kam steifbeinig auf die Terrasse, stellte die Flasche auf den Steintisch und sagte: Trink!

Du nicht?

Es sind sechs Fuder Heu, und alle liegen im steilen Berg.

Stefano schüttete ein und trank den ersten Schluck ab, ohne sein Glas in die Hand zu nehmen.

Auf dem Holzschuppen schrie eine Katze.

Still! sagte Lombardini. Er hielt die Hand hinter das Ohr und rief: Sie kann nicht herunter, die Alte hat sie oben sitzen lassen!

Lombardini schwankte in den Holzschuppen, brachte eine Leiter heraus und lehnte sie an die Dachkante. Als er zwei, drei Sprossen hinaufgestiegen war, fing die Leiter an, nach hinten zu kippen.

Der Bauch! brüllte Lombardini. Das Barberafaß!

Stefano ging hinüber. Laß mich machen, sagte er.

Die kleine Katze wich zurück, und er mußte über das flache Steindach bis an die Traufe hinter ihr herkriechen.

Gib sie mir, brummte Lombardini, gib sie mir!

Er trug die Katze zum Tisch und tappte nach seinem Stuhl.

Stefano setzte sich auf die Mauer. Warum hast du es mir erzählt? fragte er.

Der Hund schnüffelte um seine Beine herum, und Stefano trat nach ihm.

Es paßte mir so.

Das ist keine Antwort!

Ich bin dir keine schuldig!

Warum heute? fragte Stefano.

Wann warst du das letztmal hier oben?

Vor acht Jahren.

Eh!

Was, eh?

Es hat lange genug gedauert.

Bis ich wieder nach Sauvage kam?

Bis du anfängst, ein Mann zu werden!

Was weißt du von mir, sagte Stefano. Nichts!

Ich weiß, was ich sehe.

Stefano holte sein Glas und setzte sich zurück auf die Mauer. Er hörte, wie sein Onkel den Wein aus der Flasche auf dem Steintisch verschüttete.

Auch Roccaccia hat geschwiegen, sagte Stefano. Warum? Roccaccia! Sie haben alle einen patriotischen Leichnam in ihren Bäumen! Den hängen sie hinein, damit die Krähen nicht kommen! Lombardini brach in sein langes, grollendes Gelächter aus. Roccaccia! sagte er. Sie haben nichts gewußt, nichts wissen wollen! Euer Leichnam war dein Vater, der Partisan Battista Ricca! Er hat alle Krähen vertrieben.

Stefano setzte sich wieder an den Steintisch. Er kniff die Augen zusammen und suchte in der Dunkelheit das Gesicht seines Onkels. Unter dem schwarzen Hut fand er nur das haarige Loch des Mundes und die kurze, schuppige Hand, die gleichmäßig das Glas hob und senkte.

Im Krieg warst du auf Sauvage, sagte er, die ganze Zeit? Im letzten?

Ja.

Vom Anfang bis zum Schluß! sagte Lombardini.

Wollten sie dich nicht?

Ich war ihnen zu alt, zu dick, zu durstig!

Tazio trottete in Hemd und Hose aus dem Haus. Er blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehen und horchte. Dann sprang er lautlos in den Stall.

Soll ich neben dem Mensch stehen, Tag und Nacht, ihn von ihr herunterreißen oder mich selbst auf sie legen? brüllte Lombardini.

Was hast du gemacht, damals? fragte Stefano und zog seine Knie an.

Was soll ich gemacht haben? Dafür gesorgt, daß der Wein ins Faß kam und wieder heraus! Wenn möglich, nicht in die falsche Kehle.

Lombardini legte den Arm um die Flasche und lachte.

Aber der Truc war voller Partisanen!

Voller Partisanen und voller Faschisten und voller Deutscher, sagte Lombardini. Das wechselte, wir blieben! Er nahm die Barberaflasche fester in den Arm. Was fange ich mit einem Krieg an, in dem ich von vorne und von hinten erschossen werden soll?

Stefano stand auf und ging um den Tisch auf seinen Onkel zu: Corrado Tagliero sagt, es konnte kein Schwarzer wissen, weder die Faschisten noch die Deutschen, daß unsere Leute damals in die Grotten gingen?

Lombardini antwortete ihm nicht, und Stefano stieß sein Glas hart gegen die Flasche. Sein Onkel fuhr auf und blinzelte ihn an.

Einige von denen, die sie am Viale Carlo Alberto oder, wenn du willst, am Viale delle Rimembranza und an der Via Henri Arnaud aufgehängt haben, kannte ich gut, murmelte er. Um die tut es mir leid. Die anderen kannte ich nicht.

Er setzte behutsam die Katze auf die Erde, machte sich an seinem Hosenlatz zu schaffen und schwankte zur Scheunenwand.

Zigeuner! murmelte er. Zigeuner!

Die Stalltür flog auf, Tazio stürzte auf den Hof. Die Magd und der weiße Truthahn rannten hinter ihm drein. Tazio riß den Mund auf und flatterte mit den Armen.

Brennt! Brennt! schrie er.

Kretin! Es wird hell, sagte Lombardini an der Scheunenwand. Wo hast du meine Jungfrau gelassen, du hast sie unter dir begraben, Kretin!

Er torkelte über den Hof und drehte sich im Kreis.

Bice! schrie er. Bice!

Stefano sah über Tazios flatternde Arme hinauf in den Truc. Er sprang auf Lombardini zu und schüttelte ihn.

Das ist Bourel! sagte er.

Jugend einer Studienrätin

1

Auf der Fahrt zum Bahnhof sprach sie kein Wort. Sie lehnte sich gegen das Polster des Taxis und betrachtete die beiden Hände, die verschlungen auf ihrem Schoß lagen, die Hand ihres Vaters und die Hand ihrer Mutter. Die Hand des Vaters hatte kurz gefeilte, fast viereckige Nägel; auf den Fingerrücken wucherten rötliche Haarwirbel. Die Hand ihrer Mutter war nackt und weich. Die Wärme des dunklen Fleisches rieselte durch den Faltenrock zwischen ihre Schenkel.

Der Chauffeur schnitt die Kurven an, und ihr wurde übel; sie schob den gekrümmten Zeigefinger zwischen die Zähne und biß auf den Knöchel. Ihre Eltern sahen stumm durch die Windschutzscheibe.

Der Wagen hielt vor der Bahnhofshalle. Sie haßte Bahnhofshallen. »Kein Mensch denkt dabei an Besuch«, sie spreizte die Knie, und die Hände lösten sich aus ihrem Schoß, »jeder nur an Abschied.«

Auf dem Bahnsteig spielte eine Militärkapelle. Die Instrumente blitzten in der Sonne, und die Musik klatschte hart gegen die Kachelwände. Ihr Vater ging voraus und suchte sein Abteil. Er trug einen verschrammten Lederkoffer; wenn ihn einer der jungen Freiwilligen grüßte, hob er die rechte Hand, den Teller nach innen, und ließ sie rasch wieder fallen.

Bis der Zug abfuhr, standen sie an der Wagentreppe und sahen den Leuten zu, die sich voneinander verabschiedeten. Ihre Mutter fing an zu weinen. Sie verbarg das Gesicht an der Uniform ihres Vaters und tupfte sich die Augen.

»Aber, aber!« murmelte ihr Vater und klopfte sanft den zuckenden Rücken.

Ein Lautsprecher mahnte zur Vorsicht. Der Stationsvorsteher kam über die Geleise auf den Bahnsteig, und die Freiwilligen stiegen lärmend ein.

Ihre Mutter weinte heftiger, und der Vater tätschelte ihr wieder den Rücken. Die Mutter versuchte ein Lächeln und knüllte ihr Taschentuch zusammen.

Sie stand dicht daneben und betrachtete ihre Eltern. Als ihr Vater sich über das nasse Gesicht ihrer Mutter beugte und sie auf den Mund küßte, drehte sie sich zu der Kapelle um.

»Maxie!« rief der Vater, schon auf dem Trittbrett, und schwenkte sie hoch. »Dich hätte ich beinah vergessen!«

Er küßte auch sie. Sein Gesicht roch nach einem Mirabellenschnaps, Tabak und Rasierseifenschaum. Sie sagte nichts, und sie weinte auch nicht, als er sie wieder auf den Bahnsteig stellte.

Der Zug rollte sehr langsam aus der Halle. In den Fenstern hingen die Gesichter wie aufgekratzte Fastnachtslarven. Nur das Gesicht ihres Vaters war traurig und wortlos.

Die Kapelle hörte auf zu spielen; als sie an ihr vorübergingen, schüttete der Trompeter den Speichel aus seinem Instrument auf den Betonfußboden. Ihre Mutter wollte sie an der Hand fassen. Sie sagte: »Ich friere, Mama«, und schob die Fäuste tiefer in die Taschen ihrer kurzen Jacke.

2

Der Krieg dauerte länger, als sie geglaubt hatten. In den ersten Monaten kam ihr Vater oft auf Urlaub nach Hause. Dann übernahm er ein Kommando und blieb viele Wochen lang fort.

Das Haus stand abgestorben ohne sein polterndes Gelächter, bis ihre Mutter begann, Gäste einzuladen und Abendgesellschaften zu geben.

Ein ständiger Gast wurde Herr Bertram. Maxie spielte mit ihm Krocket und nannte ihn Onkel Frank. Der Krieg war ein Jahr alt, als Onkel Frank das Turmzimmer bezog.

An ihrem fünfzehnten Geburtstag trank Maxie ein Glas Sekt mit ihm, zum ersten Mal. Sie konnte nicht schlafen danach und hörte in ihrem Bett die Tanzmusik des Plattenspielers, bis die Gäste abfuhren.

Ihre Mutter kam die Treppe herauf, drückte lautlos die Türklinke nieder und schaute in das dunkle Zimmer. Maxie drehte sich zur Wand und tat, als schlief sie längst. Später hörte sie aus dem Schlafzimmer ihrer Eltern Flüstern und Klagen. Sie richtete sich im Bett auf. Ihre Zähne schlugen gegeneinander, und Schweiß rann ihr aus dem Haar in den Nacken. Zögernd stand sie auf und zog ihren Bademantel über. Sie ging barfuß den Flur hinab und blieb vor dem Schlafzimmer der Eltern stehen.

Die Seufzer hoben und senkten sich in immer rascher jagenden Wellen. »Frank, Frank!« hörte sie eine zerschellte Stimme, die sie in Todesangst wiedererkannte.

Maxie klopfte an die Tür, und es wurde still dahinter.

»Bist du krank, Mutter?« fragte sie.

»Nein, es ist nichts, Maxie! Geh zu Bett, Kind, du erkältest dich sonst.«

Die Stimme ihrer Mutter klang wieder wie am Kaffeetisch oder bei den Schulaufgaben.

Gehorsam tappte Maxie zurück.

In ihrem Bett, die Hände unter der Decke ineinandergeschlungen, sagte sie: »Sie soll sterben, sie soll heute nacht sterben! Lieber Gott, bitte, laß sie sterben, oder ich glaube nicht mehr an Dich!«

Im nächsten Sommer ging Maxie jeden Nachmittag mit dem Sohn ihres Hausarztes schwimmen. Er hieß Jobst, war sechzehn Jahre und trug eine rote Badehose.

»Warum hast du einen Talisman um den Hals?« fragte ihn Maxie, als sie nebeneinander in der Badeanstalt lagen, und betrachtete das goldene Horn.

»Er ist noch von meiner Mutter.«

Maxie schwieg und dachte über Jobsts tote Mutter nach. Er zog seine Armbanduhr ab und schob sie Maxie in die Badekappe.

»Ich geh auf den Turm und trainiere Salto«, sagte er.

»Ich komme mit!«

»Du baust eine Bauchlandung!«

Sie kletterten auf den Turm.

»Von welchem Brett springst du?« fragte Maxie.

»Vom Zehner.«

»Ich auch.«

»Verrückt! Bleib unten!«

Jobst stieg auf das oberste Sprungbrett, und Maxie beobachtete ihn, wie er an der Kante auf den Zehen wippte, eine Schraube sprang, sich streckte und glatt ins Wasser tauchte.

Maxie zählte langsam bis einundzwanzig, schloß die Augen und sprang nach. Sie kam schief ins Wasser und spürte einen flammenden Schlag, der ihr die Luft wegnahm.

»Weh getan?« fragte Jobst, als sie aus dem Schwimmbecken kletterte.

»Nein, du?«

»Ein bißchen.«

Maxie öffnete ihre Handtasche und kramte ein Etui heraus. »Bitte!«

»Ich rauche vorläufig noch nicht«, sagte Jobst.

Sie zündete sich eine Zigarette an, kreuzte die Beine und stieß den Rauch durch die Nase in die Luft.

Jobst sah sie an und schluckte.

Auf dem Heimweg stiegen sie vom Rad und setzten sich auf einen Baumstamm. »Müde?« fragte Jobst.

»Nein.«

Maxie betrachtete ihn von der Seite und zog an ihren nassen Haaren. »Woll'n wir Reiterkampf spielen?« rief sie und sprang auf. Jobst lachte, drückte sich aus dem Schneidersitz hoch und kreuzte die Arme. Sie hüpfte auf einem Bein und schoben sich unentschieden hin und her.

»Du machst nicht Ernst!« schrie Maxie ihn an.

»Doch.«

»Das ist gemein! Du denkst, daß ich umfalle, aber ich bin stark!«

»Ja, schon gut.«

Jobst ließ sich noch ein paarmal abdrängen, dann war er das Spiel leid und stieß sie um. Maxie war sofort wieder auf den Beinen und schlug ihm ins Gesicht. Sie preßte die Lippen aufeinander, weinte und schlug auf ihn ein.

Jobst starrte sie sprachlos an und ließ sich auf die Erde fallen. Maxie warf sich über ihn und hämmerte gegen seine Brust. Seine Nase blutete, sein Gesicht war aufgeschürft. Er drehte es der Erde zu, zwischen seine Arme. Maxie sprang auf, packte ihr Rad und jagte zurück in die Stadt.

»Maxie!« schrie Jobst hinter ihr her.

Sie hörte nicht auf ihn.

Das Gartentor stand offen, und Maxie rannte über die Holzschwelle, bis hinter das Haus. Onkel Frank schnitt mit einer Mähmaschine den Rasen. Er sah sie herbeistürzen und erschrak über ihr verzerrtes Gesicht und die Blutflecken an ihren Händen. Sie klammerte sich an seine Schulter.

»Ich bin stark«, schluchzte sie, »ich bin ganz stark!«

Zu Maxies Konfirmation bekam der Vater Urlaub. Es war im vierten Kriegsjahr, und die Feier wurde ein richtiges Fest. Die höheren Offiziere der Garnison waren erschienen, eine dreiköpfige Soldatenkapelle spielte, und die Damen trugen die neueste Kleidermode aus den Ländern, die ihre Männer besetzt hatten.

Als der Superintendent gegangen war, wurde getanzt. Maxie sah sehr schön aus in ihrem schwarzen Kleid mit dem kleinen Zobelkragen. Sie tanzte zuerst mit ihrem Vater, danach mit Onkel Frank und dann noch einmal mit jedem der Offiziere.

In den Tanzpausen stand sie vor dem kalten Büfett, das im Salon aufgebaut worden war, aß Kaviarbrötchen und trank Sekt aus alten, farbigen Gläsern.

Um Mitternacht holte die Mutter sie ab. Maxie gab ihren Gästen die Hand, machte vor allen einen Knicks und verabschiedete sich.

Sie ging ins Bad, unter die Dusche, trocknete sich rasch ab und zog ihren kurzen blauen Pyjama an. Sie öffnete die Badezimmertür, sah hinaus auf den Flur und lief dann in das Zimmer ihres Vaters.

Sein Stahlhelm lag auf der Herrenkommode. Maxie stülpte ihn sich auf den Kopf, zog das Koppel um und ging die Treppe hinab.

Im ersten Augenblick wurde niemand aufmerksam. Die Gäste tanzten. Ihr Vater und Onkel Frank standen vor dem Büfett und flüsterten scharf aufeinander ein. Ihr Vater war betrunken; als er sie kommen sah, stützte er sich mit beiden Händen auf die Tischplatte und sah sie schweigend an. Onkel Frank bog sich vor Lachen, bis sich alle nach ihr umdrehten.

Die Kapelle hörte auf zu spielen, und schließlich bildete die Gesellschaft einen Kreis um Maxie. Auch ihre Mutter lachte. Nur der Vater starrte sie noch immer an.

Maxie legte die rechte Hand an den Stahlhelm und sang: »Lili Marlen«. Als die Mutter ihr eine Stola überwarf und sie auf das Sofa setzte, klatschten alle Beifall und tranken Maxie zu.

Jeder hob sein Glas auf ihr Glück und brachte einen kurzen Toast auf sie aus; Maxie trank in winzigen Schlucken noch ein Glas Sekt. Zum Abschied erhob sie sich und bedankte sich bei ihren Eltern, ihren Gästen und der Kapelle mit einer kleinen, manierlichen Rede.

Sie stand da, den viel zu großen Stahlhelm über dem erhitzten Gesicht, zog die Stola um sich und wollte allen Menschen wünschen, »daß der dumme Krieg bald siegreich zu Ende gehe und jeder wieder sein Teil panem et circenses habe«. Sie kannte das geflügelte Wort aus der Schule und fand es wie gemacht für die Situation. Aber gerade in diesem Augenblick geriet ihr etwas dazwischen, und so wünschte Maxie jedermann und eigens auch sich unverhohlen »penem et circenses«.

Onkel Frank merkte im gleichen Atemzug, was geschehen war. Er wollte sich ausschütten vor Lachen. Einige Offiziere konnten ein Prusten nicht ganz unterdrücken, aber die meisten sahen nur straff geradeaus, und die Damen schienen nicht im Bilde zu sein.

Maxie sah einen nach dem anderen aufmerksam an. Sie strich sich eine Haarsträhne aus der Stirn, winzige Schweißperlen traten aus ihrer Haut, und sie spürte Nadelstiche in den Schläfen. Sie war sehr froh, daß sie den Stahlhelm trug, drehte sich um und lief durch den Salon und die Treppe hinauf.

In ihrem Zimmer schloß sie sich ein und warf sich, mit dem Helm, über das Bett. Ihre Mutter kam hinter ihr her und klopfte an die Tür.

Maxie öffnete ihr nicht.

Im Sommer nach Maxies Konfirmation rückte auch Onkel Frank zum Militärdienst ein.

Es fiel in die Zeit, als sie die Tanzstunde besuchte. Alle Mädchen ihrer Klasse waren da, doch Maxie packte in den ersten Wochen, wenn sie an den Freitagabend dachte, ein wachsender Widerwille. Sie blieb dreimal hintereinander weg und ging in ein Kino, bis ihre Mutter dahinterkam und sie zur Rede stellte.

Später suchte sie die ganze Woche über nach einem Grund, um überzeugend absagen zu können. Wenn sie an dem Tag unwohl war, legte sie sich zu Bett und klagte über den donnernden Lärm auf dem Flugplatz.

»Ich habe mein Ekel«, sagte sie und wußte, daß ihre Mutter den Ausdruck häßlich fand.

Erst nach dem Mittelball änderte sich ihr Verhalten. Sie merkte, daß sie gefiel.

Einmal hörte sie, wie einer der älteren Schüler vor der Garderobe zu einem anderen sagte: »Maxie hat das gewisse Etwas!« Sie dachte angestrengt darüber nach.

Ihr Tanzstundenherr versuchte eines Abends, als er sie nach Hause brachte, sie zu küssen, doch sie drehte den Kopf zur Seite und sagte: »Sie irren sich!«

Sie war ihm nicht böse, sie war enttäuscht.

»Warum sie nur alle küssen wollen?« dachte sie. »Es sind so nette Jungen, und ich unterhalte mich mit ihnen viel lieber als mit den Mädchen, warum wollen sie nur alle immer küssen?«

Kurz vor dem Abschlußball schnitt Maxie sich ihre Zöpfe ab; sie säbelte sich das Haar ganz kurz. Als die Mutter ihr die Schere aus der Hand riß, war es schon geschehen.

»Mein Gott, wie du aussiehst, nein, wie du aussiehst!«

»Na, wie denn?«

»Wie ein Junge!« Maxie lachte.

Auch in der Tanzstunde lachten sie. Der Witzbold des Zirkels nannte sie fortan »unsere Ephebin«. Zuerst war Maxie wütend, aber als sie zu Hause im Lexikon nachgelesen hatte, gab sie sich zufrieden.

Der Abschlußball wurde ein großer Erfolg für sie. Maxie trug das einfachste Kleid von allen, einen blauen Seidenkittel mit einem dünnen Goldgürtel, auf dem sie zum Ärger ihrer Mutter bestanden hatte. Sie tanzte jeden Tanz; und das war noch nicht genug, alle vorgemerkten Herren zu ihrem Recht kommen zu lassen.

»Maxie ist die Königin der Fete«, sagte Onkel Frank, der seinen Urlaub wieder bei ihnen verbrachte.

»Sie kokettiert unausstehlich!« antwortete ihre Mutter. Maxie lachte.

»Ich kokettiere nicht, ich imponiere! Genau das will ich.« Trotzdem wurde sie nach der Bemerkung ihrer Mutter befangen. »Es sind so nette Jungen hier«, dachte sie, »sie gefallen mir fast alle ziemlich gut. Warum sie sich nur so schrecklich verändern, wenn sie mit mir allein sind?«

Auf dem Heimweg fuhr sie zusammen mit Onkel Frank, während ihre Mutter im Wagen von Bekannten Platz nahm.

Sie kamen vor ihr daheim an und gingen ins Wohnzimmer hinauf. Plötzlich drehte Onkel Frank sie an den Schultern um und küßte sie auf den Mund, ehe sie begriffen hatte, was er wollte.

»Du bist ein aufregendes kleines Weibsbild«, sagte er, lachte und ließ sie los.

Sie stand mit hängenden Armen vor ihm und kämpfte gegen ihre Tränen.

»Ich bin kein Weibsbild«, sagte sie ernsthaft.

6

In Sekunda kam in Maxies Klasse aus einer anderen Stadt ein Mädchen, das ihre erste Freundin wurde. Sie

hieß Corinna, hatte ein rundes, ein wenig verschwommenes Gesicht und einen üppigen Körper.

Corinna war keine gute Schülerin, sie ging nicht gern in das Gymnasium, und nach dem Schulwechsel kam sie kaum mehr mit.

Maxie machte ihr vom ersten Tag an den Hof. Corinna war außer dem Vater der einzige Mensch, um den Maxie sich Mühe gab. Die beiden saßen miteinander über den Hausaufgaben, fuhren zur Eisbahn oder zum Tennisplatz und standen abends eine halbe Stunde mit ihren Kavalieren auf der Hauptstraße.

Die Jungen, die in Maxie verliebt waren, fanden Corinna zunächst lästig, aber sie gewöhnten sich an sie und entdeckten, einer nach dem anderen, daß sie doch ganz »appetitlich« sei.

In den großen Ferien machten Maxie und Corinna zusammen eine Radtour und zelteten. Nachts träumte Maxie, sie habe Corinnas Brust gekt. Sie wurde im gleichen Atemzug wach.

Es war morgengrau im Zelt, Corinna lag auf ihrem Arm und schlief. Sie zog die Oberlippe kraus und schien über sie zu lächeln.

Maxie stand auf und zog sich rasch an.

Nachher, beim Schwimmen, betrachtete sie ihre Freundin zum erstenmal, als sei sie nackt.

»Sie ist ein kleines, fettes Weibsbild«, dachte sie. »Ich bin froh, daß ich nicht diesen Brgerbusen und ihre Hüften habe!« Als sie am Wasser lagen und rauchten, fragte Maxie Corinna: »Hast du schon einmal etwas Unanstndiges geträumt?«

Corinna wurde rot und spielte mit der Quaste an ihrem Bademantel. »Manchmal.«

»Was?«

»Das kann ich nicht sagen.«

»Mir mußt du alles sagen!«

»Ich weiß es nicht mehr.«

»Du lügst!«
Corinna schwieg.
»Also, erzähl schon!«
»Mit Jungen?«
»Alles!«
»Sie spielten mit mir.«
»Spielten, was?«
»Liebe.«
Maxie steckte ihre nächste Zigarette an und wälzte sich auf den Bauch. »Hast du so etwas auch schon von einem Mädchen geträumt?«
Corinna fuhr auf. »Bist du verrückt?«
»Na, gut.«
»Du denn?«
»Ja.«
»Was?«
»Ich küßte jemand auf den Busen.«
»Wen denn?«
»Dich.«
Corinna kugelte sich lachend ins Gras. »Du lieber Himmel!«
Als sie sah, daß Maxie nicht mitlachte, setzte sie sich wieder neben sie.
»Vielleicht hast du dich im Schlaf selbst berührt«, sagte sie. Maxie spürte, daß ihr die Kehle austrocknete und ihre Hände anfangen zu zittern.
»Hure!« sagte sie und dehnte das Wort. Sie nahm die Zigarette und drückte sie auf ihrem Handrücken aus. »Hure!«
Corinna sprang hoch und starrte sie an.

7

Im letzten Kriegsherbst kam Maxies Vater zurück. Er war in Rußland verwundet worden und humpelte an einem Stock durch das Haus. Wenn es dunkel wurde,

ging er in den abgeblühten Garten. Sein großes, vom Wein gerötetes Gesicht öffnete sich nur noch selten zu einem polternden Lachen.

Maxie brachte ein gutes Zeugnis nach Hause, es war das zweitbeste der Klasse. Corinna durfte sich wenigstens wieder Hoffnung machen, versetzt zu werden. Die beiden Freundinnen arbeiteten im letzten Halbjahr wie besessen. Maxie hatte es sich in den Kopf gesetzt, den Primus zu übertrumpfen.

Er hieß Gerd Thelen, ein schlaksiger Junge mit kalten, dunklen Augen. Maxie fand ihn unausstehlich ironisch; aber sie suchte seine Anerkennung, weil er klüger war als die anderen. Thelen schien weder Maxies Abneigung noch ihre Bewunderung zu bemerken.

Kurz vor Weihnachten sagte der Deutschlehrer vor der Klasse: »Thelen, Sie sind bis vor kurzem unser Primus gewesen! Können Sie mir, beiläufig, erklären, warum Ihre Leistungen in den letzten Wochen, nun, ich will nicht gerade sagen dürftig, aber doch keineswegs mehr erstklassig sind?«

Thelen räkelte sich hoch und sagte freundlich: »Das hat zwei Gründe, Herr Doktor! Erstens habe ich noch andere Interessen zu vertreten als die der Schule. Zweitens verfüge ich nicht, wie andere Volksgenossen, über den Ehrgeiz, mir selber imponieren zu wollen.«

Die Klasse lachte und sah hinüber zu Maxie. Sie zog die Stirn an der Nasenwurzel scharf zusammen und meldete sich zum Protokoll über die vergangene Stunde.

Auf dem Heimweg fragte sie Corinna: »Was hat er wohl mit seinen anderen Interessen gemeint?«

Corinna wandte das Gesicht ab.

»Maxie«, sagte sie, »ich wollte es dir längst erzählen, aber ich habe gedacht, du kommst von selbst darauf. Ich kann nicht mehr mit dir arbeiten, Maxie. Ich bin jetzt öfter mit Gerd zusammen.«

Maxie spürte ein paar Tage lang schneidende Eifersucht, dann war sie nur noch überrascht. Sie versuchte sich klar darüber zu werden, warum Thelen Corinna ihr vorgezogen hatte. »Ich bin gescheiter und auch hübscher als sie! Ich verstehe es nicht –« Weiter kam sie trotz aller Anstrengung nicht; doch nur ein einziges Mal verlor sie ihre Selbstbeherrschung.

Der Deutschlehrer war erkrankt und ließ die letzte Klassenarbeit durch den Hausmeister zurückgeben. Die Hefte wurden in der großen Pause ausgeteilt. Maxie hatte sich dieses Mal besonders viel Mühe gegeben, darum freute sie sich ungemein, als sie sah, daß ihr Aufsatz auch dem Deutschlehrer gefallen hatte.

»Ich habe eine Zwei«, sagte sie zu Thelen.

Er reichte ihr wortlos sein Heft.

»Mit Abstand: die beste Arbeit!« las Maxie.

Sie betrachtete eindringlich Thelens Aufsatz, ohne weiterzulesen, und riß das Heft dann mittendurch. Thelen sah sie mit seinen kalten, dunklen Augen gespannt an, dann wandte er sich ab und zuckte die Achseln.

Am Nachmittag darauf erhielt Maxie einen Brief aus Polen, in dem Onkel Frank sie bat, seine Frau zu werden.

Sie las bis zum Abend immer wieder, was er ihr schrieb, dann verschloß sie den Brief in ihrem Rollpult. Sie ging hinunter in den Garten zu ihrem Vater und sagte: »Ich werde nie heiraten, Paps.«

8

Maxies Reifeprüfung wurde, wenige Monate vor Kriegsende, zu einem Notabitur.

In den Weihnachtsferien hatten ihre Eltern die Nachricht erhalten, daß Onkel Frank auf dem Rückmarsch gefallen war. Maxie wollte mit Corinna über Onkel Frank sprechen, aber ihre Freundschaft war unergiebig geworden, darum schwieg sie lieber.

In den letzten Schulwochen fand sie dagegen ihren ersten Freund. Er hieß Walther Odenwald, aber seit der Aufführung seines Schauspiels in der Aula nannte ihn die Klasse nur noch »Catull«. Maxie mochte ihn von diesem Theaterabend an gerne. Er war fast so klug wie Gerd, aber ganz ohne Ironie, und vor allem war er nicht wie die anderen darauf aus, sie in dunklen Ecken abzuküssen.

Walther Odenwald ging oft mit ihr spazieren. Seine Eltern hatten ein Gartenhaus auf halber Höhe des Karlsbergs, da hinauf stiegen sie, kochten sich Tee und diskutierten. Maxie gewann fast alle Streitgespräche dadurch, daß sie bei der Sache blieb, während Odenwald rasch ins Ungefähre geriet. Sie war keineswegs stolz auf ihre Siege und hörte nur unaufmerksam hin, wenn Odenwald ihr danach seine Gedichte vorlas, obwohl ihr einige gefielen.

Eines Abends, es war später geworden als sonst, Walther Odenwald las noch immer, aber Maxie hörte ihm nicht mehr zu, betrachtete ihn nur und dachte: »Ich möchte ihm ein Paar Ohrringe einhängen!« Sie stand auf, trat hinter ihn und strich ihm das Haar über die Stirn. Odenwald hob den Kopf.

Maxie beugte sich zu ihm hinab und küßte ihn auf den Mund.

»Ein Dichter ist kein Mann«, sagte sie.

Sie richtete sich auf, ihre Finger noch in seinem Haar, und sah lächelnd gegen die leere Wand des Gartenhauses.

9

Ihre Mutter starb vier Tage vor Maxies Abitur. Sie war nur eine Woche krank, dann setzte ihr Herz aus.

Maxie war als einzige aus der Klasse von der mündlichen Prüfung befreit worden; die anderen mußten an dem Tag zum Examen, an dem Maxies Mutter beerdigt wur-

de. Walther Odenwald nahm sich eine Stunde frei und ging neben Maxie und ihrem Vater her.

Es war ein kurzer, unwirscher Tag. Der zertretene Lehm-boden neben dem Grab klebte an den Schuhen. Immer wenn der Pfarrer einen neuen Satz sprach, quoll eine kleine graue Atemwolke aus seinem Mund. Maxie sah zu, wie sie vor den Sträuchern zerflog.

Der Vater stand in seiner Uniform neben ihr. Er stützte sich auf seinen Stock und blickte verschlossen und abweisend über das Grab hinweg.

Es waren viele Bekannte da, die eine Handvoll Erde oder einen Blumenstrauß auf den Sarg warfen und danach zu Maxie und ihrem Vater traten, um ihr Beileid auszusprechen.

Maxie sah ihnen entgegen, und plötzlich tauchte vor ihren Augen neben den angestrengt traurigen Gesichtern das gewöhnliche Gesicht der Leute auf, wie sie es von der Straße oder aus den Geschäften kannte. Ein Gelächter rumorte in ihr, und Maxie konnte es nicht unterdrücken. Sie überlegte gleichzeitig voller Scham, was die Trauergäste von ihr dachten, aber das hinderte sie nicht, sich auszuschütten vor Lachen.

Ihr Vater flüsterte ihr ein paar Worte zu, die sie nicht aufnahm. Sie blickte auf das fassungslose Gesicht Walther Odenwalds, in dem unter seiner verfrorenen Nase der kleine Mund klaffte. Ihr Vater legte den Arm um sie, und Maxie spürte, wie sie anfang zu frieren und sich zu schütteln. Schließlich steckte er sie in seinen Militärmantel.

Das Trauergeleit löste sich auf. Die Gäste wußten nicht, wie sie nun noch ihre Teilnahme vortragen sollten, und strebten verlegen fort. Walther Odenwald allein blieb am Friedhofstor stehen und wartete auf Maxie. Er sah nur die obere Hälfte ihres starren Gesichts in dem hohen Mantelkragen; dann war Maxie an ihm vorüber.

Der Säbel ihres Vaters scharrte neben ihren Beinen über den Kies.

Käfige der Freiheit

Ein Vogel, ein Wellensittich in der Farbe junger Fichtenzapfen, fuhr mit der Straßenbahn Linie 14 in Richtung Südfriedhof. Er begleitete seine alte Dame. Die Dame war sehr alt, und er machte sich Sorgen um sie. Ihr Gesicht rutschte schlapp, rot, faltenreich in ein Truthahnkinn. Sie öffnete ihre Handtasche, tränkte einen Bausch mit Narzissenduft und betupfte die kleinen schwärzlichen Schlangen, die sich aus dem Haar zu den Augen ringelten.

In der Straßenbahn schaukelten die Fahrgäste mit den Köpfen, bis die nächste Station kam; dann rappelten sie sich auf, öffneten den Mund und schnappten nach Luft. Der Schaffner lehnte an der blitzenden Stange und lockerte seinen Kragen. Über den lackierten Puppenschuhen der alten Dame bildeten die geschwollenen Gelenke Wülstchen. Sie kreuzte behutsam die Füße und versuchte, ihre Fersen zu erleichtern. Die Sorgen des Wellensittichs wuchsen. Die Straßenbahn bockte in einer Kehre, Funkenbüschel sprühten aus den Schienen; dann ratterte sie mürrisch abendwärts. Der Wellensittich erforschte, wie das Messingtürchen seiner Welt in der Angel schwankte und aufschlug.

»Beppi!« lockte er.

Der Wellensittich legte ungeteilte Zärtlichkeit in das Wort; es war das einzige Wort, das die alte Dame verstand, und ihr Name. Er dachte und wünschte sie damit

in die Freiheit zu holen: »Auf meiner Stange kann sie ihre Füße ausstrecken.«

Die alte Dame lächelte ihn an, aber sie kam nicht.

Der Wellensittich haßte den großen Käfig, in dem sie saß, doch er entschloß sich, zu ihr einzufliegen. Seine Befürchtungen nahmen überhand, als er sah, wie seine Freundin ihre Knöchel auf neue Weise über Kreuz legte. Er schwirrte auf die Mütze des Schaffners und rief, zärtlich und genau: »Beppi!«

Die Luft auf der Mütze war übel, doch von der Tür her strich eine kühle und sanfte Brise. In diesem Augenblick erhob sich die alte Dame taumelnd in ihrem Käfig.

»Beppi!« rief sie bewegt.

Der Wellensittich erschrak bis ins Herz. Er flog vor seiner Freundin her auf seine Welt zu, doch eine Bö riß ihn hinaus in die Wildnis. Er fing sich wieder und flatterte neben der Straßenbahn. Als er sah, daß die alte Dame in der Tür erschien, setzte er sich auf eine Mülltonne, die vor dem Bürgersteig stand.

»Beppi!« riefen die alte Dame und er sich zu, beschwörend und angstvoll.

Sie stürzte, wie eine Puppe plötzlich vom Sofa stürzt. Ihre Beine lagen verhaspelt auf dem Schotter, der Rock war über das runde Knie mit dem Einweckgummi hochgerutscht, eine Hand hielt die bauchige Handtasche fest, die andere das Messingbauer. Es stand aufrecht neben dem faltenreichen Gesicht, in das rasch die kurzen, schwärzlichen Schlangen zurückkehrten und sich aufblähten.

Der Wellensittich schwirrte heim auf seine Stange. Er wollte sie in seine Freiheit holen, sich um sie kümmern und verschluckte die Angst.

»Beppi!« rief er mehrfach.

Die Straßenbahn winselte in den Schienen, ruckelte, stand artig. Der Schaffner sprang vom Trittbrett, fuch-

telte mit nutzlosen Händen. Die Fahrgäste bildeten um die alte Dame einen zwitschernden Kreis.
»Und der Vogel hockt da in seinem Käfig!« sagte der Schaffner, sagte es ergriffen.
Der Wellensittich starrte dem Narzissenduft nach, den ein Atemstoß des Julitags in die Wildnis trieb.
»Was für ein Mißverständnis!« klagte er.
Er versteckte seine Trauer unter einem fichtenzapfen-grünen Flügel.

Bruchstück

Das Bruchstück
eines griechischen Ölkrugs
erinnert den Erschöpften
daran,
wie lange Odysseus
standhielt
dem irreführenden Meer,
ehe
die Hand alter Güte
auf Ithaka
die Schulter ihm salbte.

Ertrinkend

Hinaus, geworfen
auf splitternden Wogen,
zerbricht
der Küste blauer Strich
hinter dem Gischt mir;
zu fern,
zu spät,
Namen zu senden
Gelebtem,
schwirrende Tauben,
heimwärts;
dunklere Liebe
reißt hinab.
Aber zuletzt
öffnet das Lid mir
noch einmal,
einmal noch
blendend,
die Sonne.

Alter Hof

Der Steintisch,
die Bank,
die Efeumauer.

Ein kopfloser Hahn
im Holzstall
näßt die Sägespäne.

Der Regen
wäscht
das Axtblatt
rein.

Schnee vom Ätna

Nino. Compare Nino, ein Handlanger, ein Tagelöhner. Er saß auf der Mauer am Eingang der Küstenstadt, zwischen anderen Tagelöhnern, jungen, alten. Er rauchte, sah auf die Straße, sah hinunter aufs Meer und wartete. Wer ihn brauchte, konnte ihn in Dienst nehmen, ihn dinge. Für einen Tag, drei Wochen, den Sommer über; nicht häufig war's für länger. Er pflückte Tomaten und agrumi, Orangen und Zitronen. Er baute Hühnerställe und Garagen. Er las Oliven und wässerte die Weinfelder. Manche nannten ihn Nino, il semplicitto – Nino, den Einfältigen.

Abends schlenderte er durch den Ort, bis weit in die Nacht hinein, sah in die Osterien, trank ein Glas Wein; saß auf der Balustrade am Meer, sah den Liebespaaren zu und rauchte. Er war Junggeselle unter den vielen Junggesellen Siziliens.

Fast immer lächelte er. Er hatte reichlich silberne Zähne, dazwischen Lücken, und er war vierzig, vielleicht auch fünfzig. Manchmal holten sie ihn zum Damespiel, und er gewann; er gewann fast immer. Er hob sein leeres Glas in die Höhe, betrachtete den Boden und sagte:

– Sbucato, herausgelockt! Ich habe den Wein herausgelockt.

Er sah um sich und lächelte.

Sonntags kam Nino zu mir in die Plantage, vor mein Zimmer, wenn ich fertig war mit der Arbeit, auf der Treppe saß neben einem Mimosenbaum und auf das Meer sah, ein Stückchen Meer nur, das zwischen den Bäumen seinen Gischt aufwarf und wieder einatmete. Er brachte eine Rocktasche voll Mandeln mit und schlug sie mit einem Stein auf. Er bot sie mir an und rauchte. Sein

Hemd war frisch und weiß. An diesem Tag arbeitete er nicht.

Nino fragte. Er fragte nach Deutschland, den großen Städten, den Strömen, der Mauer quer durch Berlin, nach den Fabriken an der Ruhr, am Neckar. Er fragte auch nach Frankreich, nach Paris, nach der Metro, den weitläufigen Boulevards, nach dem Eiffelturm. Er fragte nach den Kohlengruben in Belgien. Nach den Frauen fragte er nie.

– Nino, sagte ich einmal, bevor ich wieder heimfuhr nach Deutschland, es sind so viele aus Sizilien weggegangen, fast die Hälfte aller Sizilianer lebt Jahre, manche ihr Leben lang, in Mailand, in Amerika, in Frankreich, Belgien, in Deutschland – soll ich mich umhören? Du fändest Arbeit, geregelte Arbeit. Du verdienstest Geld, treues Geld.

Er saß auf den Fersen vor mir, rauchte seine Alfa und sah zu, wie ich Mandeln aß und mit den leeren Schalen nach den Zikaden warf, die in der Hitze auf dem Ölbaum schrillten. Ich traf sie nie.

Nino überlegte lange, wortlos, dann fragte er mich:

– Was hast du in Deutschland gesehen, was in Frankreich, in den anderen Ländern, in denen du warst, was Sizilien nicht hat?

– Schnee, sagte ich und lachte. Schnee im Mai.

Ich fragte Nino, ob er einen Espresso mit mir trinken wolle, einen kalten Espresso, holte ihn aus dem Keller, und als wir den bitteren, erfrischenden Kaffee getrunken hatten, ging Nino hinunter in die Stadt, nach Cefalù. Er wollte noch einen Freund treffen und mit ihm in die campagna hinter Gratteri auf Hasenjagd fahren.

Er kam gegen Abend wieder, als es schon dämmerte zwischen den Bäumen der Plantage und die ersten Fledermäuse ihre Jagd aufnahmen.

Ich hatte einen Wagen gehört, der bis zur schrundigen Kehre hinter dem Wasserspeicher gefahren war und nun dort hielt. Aus diesem klapprigen Wagen, einem alten Fiat 500, kam Nino langsam auf mich zu. Ich saß unter dem Mimosenbaum, diesmal mit einem Buch, Seumes »Spaziergang nach Syrakus im Jahre 1802«.

Ninos Hemd war nicht mehr weiß, nicht mehr frisch, es war verschwitzt und auch schmutzig; vielleicht ging er so langsam, schleppend, die Hände auf dem Rücken, weil er müde war.

Er blieb vor mir stehen, lächelte, und dann öffnete er, ohne ein Wort zu sagen, eine Faust; in ihr war Schnee, ein grauer Schneeball. Nino war mit seinem Freund über Enna vier Stunden zum Ätna gefahren, vier Stunden hin, vier Stunden zurück, durch das ausgebrannte Innere Siziliens, die zona morta, und hatte mir diesen Schneeball, der jetzt nur noch so groß war wie eine junge Zitrone, geholt.

Nun stand er da vor mir, Nino, lehnte an der weißgekalkten, noch sonnenwarmen Hausmauer, rauchte und lächelte wortlos.

Aber das da!

Einige Wochen später fuhr ich noch einmal hinauf nach Il Bosco, mit meiner deutschen Freundin diesmal, und wir gingen in den verwüsteten achtundzwanzig Zimmern umher, über denen keine Decke mehr lag und kein Dach; durch die der scirocco fauchte, in denen die schwarzen Vipern oder die Eidechsen sich sonnten, eine Feldmaus huschte, die sich hierhin verirrt hatte und nun,

vor Angst pfeifend, nach der Freiheit ihrer Felder suchte, über denen der Habicht rüttelte.

Wir dachten uns Menschen aus, die hier gelebt hatten, in vielen Jahrhunderten, glückliche und unselige Menschen: Kranke, Damen, Narren, Feiglinge, Jäger, Träumer, Mägde, Leibeigene, Kinder; und ihre Geschichten, ihre Grausamkeit, ihren Reichtum, ihre Hoffnung, ihren Mut, ihre Leidenschaften, Gebete, Laster, Geheimnisse und ihren Tod.

Dann stiegen wir noch höher in die Madonie, und nach einer halben Stunde lag auf der öden, von Menschen längst verlassenen Berghalde wieder ein Haus. Eine Hütte vielmehr, nicht geräumiger als ein alter Eisenbahnwagen. Eine Behausung aus rohem Bruchstein, mit einem rostigen Blechdach darüber.

In der niedrigen Tür stand ein hagerer Mann in einem schmutzig weißen Unterhemd, in schwarzer Tuchhose und Schaftstiefeln. Er trug eine Leinenmütze, wie sie die Radrennfahrer haben.

Der Mann blieb in der Tür stehen, ließ die Arme hängen und sah uns zu, wie wir den Maultierpfad zu seiner Hütte hinaufkletterten, mühevoll und ungeschickt. Es war ein finsterer Mann mit engstehenden, sehr dunklen Augen und einem breitgezogenen Mund, in dessen Winkeln Tabakreste klebten. Als wir nahe vor ihm standen und ihn mit zwei Worten begrüßt hatten, fragte er:

– Stranieri, Fremde?

– Ja, Deutsche.

Er hob den Türvorhang aus bunten Holzperlen, vor dem er stand, und fragte ohne Freude und ohne Abneigung:

– Kann ich Ihnen eine Erfrischung anbieten?

– Wir wollen noch weiter ins Innere fahren. Nach Madonnanuzza oder nach Collesano.

Doch meine Freundin sagte rasch:

– Ja, ein Glas Wein bitte, und lachte dabei.

Er blickte ihr gespannt und starr in die Augen, länger als bei uns üblich, betrachtete ihre nackten Arme und ihre Schuhe und antwortete:

– Der Wein ist nicht gut. Für Sie zu schwer. Es ist zuviel Sonne darin gefangen. Aber ich kann Ihnen Wasser holen, frisches Wasser.

Er hielt den Perlenvorhang noch immer auf, und wir gingen gebückt in eine Küche, in der auch ein zweischläfriges Bett stand. Der Mann hob einen Stuhl und blies über den Sitz; dasselbe machte er mit einem anderen Stuhl und sagte:

– Nehmen Sie Platz. Ich komme sofort wieder.

Er tauchte durch den Perlenvorhang, und wir hörten seine Schritte sich rasch von der Hütte entfernen.

– Es war falsch, sagte meine Freundin, ich weiß. Aber ich hatte wirklich Durst, und wir können ja gleich wieder gehen.

Ich erwiderte nichts, und sie sagte noch:

– Allein möchte ich hier nicht sein.

Der Mann kam mit einer kleinen, tropfnassen Korbflasche zurück, holte zwei Gläser aus dem Küchenschrank, zwei schöne hohe Gläser, spülte sie aus und schenkte zuerst mir Wasser ein. Es war kalt und stand rein in den Gläsern und schmeckte ganz leicht nach Walderdbeeren. Ich trank noch einen Schluck, nickte und sagte:

– Sehr gut.

Der Mann schenkte jetzt meiner Freundin ein, wartete und fragte sie:

– Haben Sie je frischeres Wasser getrunken?

– Nein, und es schmeckt nach Walderdbeeren.

Der Mann lächelte mit seinem breiten, zahnlosen Mund, in dessen Ecken die Tabakfasern hingen.

– Wie kommt das? fragte ich. Wieso schmeckt dieses Wasser nach Walderdbeeren?

Er zuckte mit den Achseln und lächelte. Ich gab meiner Freundin und ihm eine Zigarette, und wir rauchten alle drei. Er blieb neben uns stehen.

– Stammen Sie aus der Selva Nera, dem Schwarzwald? fragte er.

– Nein, sagte ich, aus der Gegend von Frankfurt. Aber danach haben wir in Bremen gewohnt, und bevor wir nach Sizilien kamen, waren wir lange in Westfalen.

Er wiederholte angestrengt:

– Frankfurt, Bremen, Westfalen, lachte und schüttelte den Kopf. Es sagte ihm nichts.

– Uccelli migratori, sagte er.

– Ja, Zigeuner.

– Nicht Zigeuner, rief er und machte rasch ein Abwehrzeichen in die Luft. Uccelli migratori.

– Was heißt das? fragte mich meine Freundin.

– Zugvögel.

– Und was hat er gegen Zigeuner? Haben selbst die Sizilianer etwas gegen Zigeuner?

– Es ist komplizierter, sagte ich. Er will nicht, daß wir uns in Sizilien wie Zigeuner fühlen.

Der Mann lächelte, als habe er unseren Dialog verstanden, und sah meiner Freundin abermals eindringlich in die Augen.

– Komm, laß uns bald gehen, sagte sie. Es ist mir zu abgelegen, zu unheimlich hier oben.

– Jetzt dürfen wir noch nicht gehen. Trink erst das Wasser aus, langsam.

Ich hatte die ganze Zeit den Eindruck, es halte sich noch jemand in dieser Einödhütte auf, obwohl ich niemanden hörte und auch hinter dem Vorhang, in dem zweiten Raum, niemanden gesehen hatte, als der Mann fortging, um draußen die Korbflasche mit Wasser zu holen.

Meine Freundin trank ihr Glas Wasser aus, stand auf und sagte:

– Vielen Dank. Es war wirklich besonders gut.

Der Mann lächelte wieder und füllte sofort ihr Glas nach.

– Ist jemand krank in Ihrem Haus? fragte ich, um weiterzukommen, klarer zu sehen.

Er hielt die Zigarette in der hohlen Hand, rauchte nicht, ließ sie glimmen und sagte ratlos:

– Ja, krank.

Er sah zu einer zweiten Tür, die ins Freie führen mußte, von der ein angenehmer, würziger Hauch nach glosendem Olivenholz herüberkam, hin und wieder auch das leichte Geräusch aneinanderschlagender Plastikbänder, und rief überraschend behutsam:

– Nuccia!

Niemand antwortete.

– Ihre Frau? fragte ich.

– Keine Frau mehr. Tot. Schon dreiundzwanzig Jahre tot, sagte er, zog an seiner Zigarette und trat sie auf dem Fußboden aus.

Stille.

– Was machen Sie hier? fragte ich unbeholfen. Er sah mich an und verstand nicht.

– Ich will sagen: Was arbeiten Sie in dieser Einöde? Oder fahren Sie zur Arbeit hinunter, nach Termini Imerese?

– Ich bin von meinem padrone angestellt. Ich bewache Il Bosco.

– Die Ruine?

– Das Schloß. Es soll niemand hinein. Ich lasse sonst die beiden Hunde los. Sie sind scharf auf Menschen. Aber Sie, signore, habe ich dort schon gesehen, mit dem jungen Herrn.

– Warum soll niemand hinein?

Er zuckte mit den Achseln und sagte:

– Ich weiß es nicht. Außerdem koche ich da mit den Hirten ricotta, Topfen; baue ich Bohnen an und Zucchini und Tomaten im Schloßgarten. Ich habe auch ein paar Ziegen, Schafe und Hühner. Der Stall ist weiter

oben im Berg, bei den Hunden, wo jetzt das Olivenholz kohlt.

– Wie lange sind Sie schon hier?

– Ich bin immer hier. Schon mein Vater war hier.

– Komm, sagte meine Freundin. Sie nahm meine Hand. Ich stand auf, bedankte mich und wiederholte:

– Wir wollen noch weiter, nach Collesano.

– Wo wohnen Sie in Sizilien? fragte er.

– Über Gillazza.

– Nach Gillazza kam ich jeden Monat einmal, als ich noch eine Familie hatte, kaufte ein und handelte mit meinen kleinen Produkten.

Er ging zu der zweiten Tür, öffnete sie und rief wieder mild:

– Nuccia! Die deutschen Herrschaften wollen gehen.

Draußen, auf der Ostseite des kleinen elenden Hauses, saß auf einem Stuhl, dessen Sitzfläche aus Strohzöpfen geflochten war, ein Mädchen. Mitte Zwanzig vielleicht. Es saß ganz steif, reglos auf diesem Stuhl und sah hinunter über die Hügel der Madonie, auf das Meer.

Erst als der Mann uns zu ihr führte, fuhr sie zusammen, gab mir eine leichte, erhitzte Hand und sagte auf deutsch:

– Entschuldigen Sie bitte.

– Meine Tochter, sagte der Mann und lächelte nicht.

– Was ist Ihnen? fragte ich leise.

– Sie muß morgen zurück, in den Schwarzwald. In einen Ort, der Schramberg heißt. Sie arbeitet dort in einer Uhrenfabrik. Ein Freund, einer meiner guten Freunde, hat ihr diese Arbeit verschafft. Sehen Sie!

Er zeigte mir eine verlässliche deutsche Armbanduhr, die sich automatisch aufzog.

– Nuccia war nur über ferragosto hier. Morgen bringe ich sie nach Cefalù, zum rapido nach Milano.

Meine Freundin strich über das Haar des Mädchens und fragte:

– Kann sie nicht hierbleiben?

Der Mann hob die Arme und ließ sie hilflos fallen.

– Sie kann nur hierbleiben, wenn sie Geld verdient. Es reicht sonst nicht für uns beide. Auf dieser Erde hier oben wächst längst kein Geld mehr. Wenn sie treues Geld verdienen will, muß sie nach Deutschland fahren. Der Ort heißt Schramberg. Es soll eine reiche Stadt sein. Das Mädchen fing an zu weinen. Der Mann nahm es in die Arme und blickte weg. Er preßte seine breiten Lippen aufeinander und sah einen Augenblick wie ein Clown aus. Das Mädchen weinte jetzt laut.

Ich fragte:

– Sind die Leute da, im Schwarzwald, nicht gut zu Ihnen?

– Doch. Und dann zeigte das Mädchen mit einer einzigen wilden Handbewegung hinunter und schrie:

– Aber das da!

Vor uns fielen, unter dem reinen Licht des Morgens, in klaren, sanften Rhythmen die Hügelwellen der Madonie zur Küste ab; und dahinter lag, ausgespannt bis zum Horizont, das Tyrrenische Meer.

Turiddu

Turiddu traf ich jeden Morgen gegen halb sechs, bevor er von seinem Gehöft in den Madonie zu seinen ausgetrockneten Feldern ritt, an unserer Quelle. Er tränkte sein Maultier, feuchtete sein rotes Taschentuch an und legte es wieder unter das Rhabarberblatt auf sein zerzaustes Haar. Ich holte zur selben Stunde eine Kanne Wasser für meinen ersten Tee. Aus dem rubinetto, dem Hahn an der Außenmauer meines Zimmers, kam längst kein

Tropfen mehr; aber die alte Quelle zwischen den Wurzeln des Feigenbaums sprang noch.

– Ich sehe dein Licht nachts um zwölf, wenn ich mich hinlege, sagte Turiddu und kratzte sein die Woche über unrasiertes Kinn. Ich sehe dein Licht um fünf in der Frühe, wenn ich aus dem Bett muß, aber ich sehe es auch um drei, wenn der Wein mich drückt und ich ihn hinaustrage unter die Mispeln.

– Ja, ich schlafe schlecht.

Turiddu rollte eine Zigarette und reichte sie mir.

– Das hast du schon im vorigen Jahr gesagt.

– Ich schlafe seit Jahren schlecht. Seit Jahrzehnten. Seit dem Krieg.

– Immer?

– Fast immer.

– Das ist nicht gut. Innen im Leben. Ich rede nicht von der Müdigkeit am nächsten Tag. Nein, es macht dich auf die Dauer zu einem halben Mann.

– Ich weiß. Und zu einem anderen Menschen. Aber ich habe schon alles versucht.

– Schlaftabletten?

– Ja, auch. Viele.

Turiddu wischte heftig durch die noch nachtkühle Luft.

– Gift.

– Fünf Nächte ohne Schlaf sind auch Gift, antwortete ich.

Turiddu gab mir seine Zigarette, und ich steckte meine daran an.

– Es gibt die Frauen. Es gibt den Wein, sagte er ernst und freundschaftlich.

Ich hob die Schultern und ließ sie wieder fallen.

– Sie helfen dir nicht?

– Nein. Im Gegenteil. Ich werde davon wach, immer wacher.

– Schlimm, sagte Turiddu und riß den Kopf des Maultiers, das immer noch Wasser soff, von der Quelle zurück.

– War es der richtige Wein, die richtige Frau?

Turiddu sah mich prüfend an, und ich schwieg.

– Manche trinken auch Orangenblütentee, sagte er nachdenklich. Oder Mohntee. Mohntee soll helfen, aber du wirst dumm davon. Wie von dem gefälschten Wein, den sie auf dem Kontinent, in Rom, in Mailand trinken. Von den Frauen wirst du niemals dumm. Von guten Frauen wirst du friedlich; zahnlos vielleicht, aber nicht dumm. Von schlechten Frauen wirst du vorsichtig, ein Geometer. Schnell im Kopf. Du rechnest immer.

Er seufzte.

– Du solltest schlafen, scrittore! Ich will heute auf dem Feld nach einem Mittel für dich suchen. Wenigstens darüber nachdenken.

Turiddu ritt weiter, langsam und philosophisch, und ich setzte mich vor das weiße Papier, das unschuldig und grausam dalag auf dem Tisch und auf der Fensterbank meiner Zelle, in der nichts war außer diesem Tisch, einem Stuhl, einem Bett, einem Regal und einem Büffel-lederkoffer, auf dem Muzzo, mein ägyptischer Kater, schlief. Ich legte die noch nassen Hände neben das Papier, das schon warm war von der aufkommenden Morgensonne, und wartete, bis die Hände getrocknet waren. Dann spannte ich das erste Blatt in die Schreibmaschine. Ich sprach in der Sprache meines Volkes, das zweitausend Kilometer weit weg im Norden wohnte, mit Menschen, die genauso weit weg waren oder noch viel weiter, schon tot. Ich sprach mit der Armut, den Wünschen, Ängsten, Begierden, die auf dieser Insel, in der Mitte der Alten Welt, seit Jahrhunderten mit dem Wind die Mauern entlang und um alle vier Ecken streichen.

Ich versuchte, auch mit meinem Schatten zu sprechen, dem Schatten hinter mir, dem Schatten vor mir, und

fragte ihn viel. Die Antworten kamen karg, dürr; und mein weißes Papier in der Schreibmaschine wurde gelb und wellte sich leicht wie ein Fleck helles, fast totes Wasser. Es war immer noch dasselbe Blatt, das vor mir lag, als Turiddu am Mittag zurückkam auf seinem Maultier und es wieder an der Quelle zwischen den Wurzeln des Feigenbaums tränkte, um dann auf seinen Hof hinaufzuklimmen, zu essen und Siesta zu halten: zu schlafen, bis die Glut vom Meerwind gekühlt wurde.

– Ich werde dir helfen, sagte Turiddu an diesem Mittag. Er sagte es auf der Stelle und ruhig. Wir werden nach Messina fahren, in die Berge hinter Messina. Das heißt, Ninnuzzu nimmt uns mit, wenn er Zementziegel nach Messina fährt, und er holt uns auch wieder ab.

– Nach Messina? fragte ich und verstand nichts.

– Ja, in diese Tag und Nacht berieselten Bergfelder! Ein Paradies.

– Gut, ein Paradies. Aber was wollen wir da, Turiddu? Wir gehören in die Madonie, die kein Paradies sind. Du schon vierzig Jahre... Wie alt bist du?

– Fünfunddreißig.

– Du schon fünfunddreißig Jahre lang; und ich allmählich auch.

– Wie alt bist du?

– Siebenundvierzig.

Turiddu winkte ab. Er sprang von seinem Maultier, kniete an der Quelle und trank.

– Du weißt, daß Quellwasser, das zwischen den Wurzeln eines Feigenbaums aufspringt, gut für die Liebeskraft ist, un' elisir d'amore, fast so gut wie Canthariden? fragte er und schlug sich mit der Handkante in die Ellenbeuge.

– Man sagt es.

– Ich weiß es! Turiddu nahm eine reife Feige und drückte sie der Länge nach auf. Er starrte auf das rote, haarige Fleisch, auf das vertiefte Zentrum und die hellen, wei-

chen Lippen darum. Nichts sonst sieht dem Paradies der Frau so ähnlich, sagte er.

– Doch, auch manche Muscheln.

– Aber Muscheln sind falsch wie das Meer, und Feigen sind gut. Ich habe es dir schon heute morgen zu erklären versucht. Du brauchst nicht erst ein Jahr mit einer Frau zu leben, um zu wissen, ob sie gut oder falsch ist. Du kannst es schon in der ersten Nacht spüren, tasten, schmecken, scrittore!

Er schwieg und sah mich eindringlich an.

– Warum Messina? fragte ich wieder, nur um dieses brennende Schweigen zu brechen.

Turiddu stieg auf sein Maultier.

– Wegen der tartaruga, der Schildkröte, antwortete er. Nur dort, in den berieselten Gärten um Messina, sind noch die richtigen. Wir werden eine fangen und mit hierher in die Madonie nehmen. Vielleicht auch zwei, ein Paar. In der Nähe dieser Quelle können sie leben. Da ist es nicht schlechter als hinter Messina. Du mußt sie jede Woche einmal anstechen und ein viertel Glas von ihrem Blut trinken. Danach wirst du schlafen wie ein Mondstein auf dem Grund des Meeres.

– Turiddu...

– Du glaubst mir nicht, ich weiß. Aber das ist hierbei unwichtig. Es ist kein Zauber, keine Magie: Du wirst schlafen, ob du willst oder nicht. Am anderen Tag und alle Tage danach werde ich dich gegen sechs Uhr wecken müssen, und ich werde es gern für dich tun, bis du die richtige Frau gefunden hast. Dann ziehe ich mich, Ehrenwort, auf den Berg zurück; und vielleicht brauchst du dann bald auch die Schildkröte nicht mehr.

– Turiddu...

– Du hast wieder keine Zeit, ich weiß. Dein Roman, an dem du jetzt schon ein Jahr arbeitest, ist wie ein schlecht erzogenes Kind: Es will immer die Milch, es will alle Tage gestillt und geschaukelt werden. Du mußt mir einmal

erklären, warum nicht die Frauen die besseren Bücher schreiben. Also gut, ich fahre allein mit Ninnuzzu nach Messina. Diese Woche noch nicht, wir müssen die Rebstöcke wässern, aber am Sonntag fahre ich. Wenn Ninnuzzu nicht mag, ausruhen will – ich kann seinen camion auch allein steuern. Du wirst wieder schlafen, scritte.

Sie fuhren beide in die Berge hinter Messina, Turiddu und Ninnuzzu, und brachten mir eine Schildkröte, groß, dunkel und rund wie mancher Laib Brot.

– Genau die richtige, sagte Turiddu. Sie hat immer genug Blut, bleibt aber bei dir hier in der Plantage, in der Nähe der Quelle. Ein Paar wandert schon einmal aus.

Er klappte sein Messer auf und legte die Schildkröte auf den Rücken.

– Hier! Genau hier mußt du den Einschnitt machen, er tötet sie nicht. Du läßt sie nur zur Ader. Sie fühlt sich wohler danach, diese Rasse braucht das – und du wirst schlafen wie im Fruchtwasser deiner Mutter, ohne einen Gedanken oder einen incubo, einen Alptraum, der dich verfolgt quer durch die Nacht.

Er schärfte sein Messer auf der Kante einer Treppenstufe.

– Turiddu, wandte ich ein, warum soll ausgerechnet das Blut einer Schildkröte... Ich schlafe schon fünfundzwanzig Jahre schlecht. Meine Arbeit dauert jeden Tag vierundzwanzig Stunden, rund um die Uhr. Ein Maler malt immer, ein Schriftsteller schreibt immer – auch wenn du seine Staffelei, seine Schreibmaschine nach Ustica verschleppst. Er schwimmt hinterher, flucht auf sich und alle Welt, aber er schwimmt hinterher und malt, schreibt schon wieder, in seinem Kopf, während er flucht und das Meer peitscht.

– Und ertrinkt, sagte Turiddu. Das Meer ist falsch wie die Nacht. Ihr traut ihnen – wir Bauern in Sizilien nicht, weil wir sie kennen.

Er schärfte weiter sein Messer, und ich hielt seine Hand fest.

– Turiddu, warum eine Schildkröte? fragte ich noch einmal.

Er sah mich an, als überschritte meine Dummheit jede menschliche Grenze; als hätte ich ihn gefragt, warum ein Säugling die Brust seiner Mutter suche und nicht ein Hühnerei.

– Hast du jemals eine nervöse Schildkröte gesehen, una tartaruga nervosa? fragte er.

– Nein.

– Ecco.

Er schnitt zu, fing ein viertel Glas Blut auf, drückte die Wunde aus und tröpfelte Zitronensaft und Olivenöl hinein. Dann schloß er sie mit einem blutstillenden Blatt.

Turiddu hielt mir das Glas hin.

– Es schmeckt wie Marsalawein. Du kannst auch ein Ei hineinschlagen. Zucker...

– Hast du es je getrunken?

– Nein. Ich schlafe ja.

– Kennst du einen einzigen Menschen, der...

– Tausende. Meinen Großvater. Trink es aus. Ich sage dir, du wirst schlafen. Morgen früh bringe ich dir einen doppelten Espresso ans Bett.

Ich trank.

Am anderen Morgen mußte Turiddu mich tatsächlich wecken.

– Ecco fatto! sagte er triumphierend. Heute abend komme ich und zapfe ihr wieder ruhiges Blut ab. In einer Woche bist du kuriert, und wir können sie wirklich schlachten und essen.

– Nicht nötig, Turiddu! Ich habe die Operation gestern abend geübt und noch ein viertel Glas getrunken.

Er starrte mich wortlos an, und ich konnte bei meinem riesigen Kater nicht erkennen, ob er mir glaubte oder, viel wahrscheinlicher, die zwei Liter Rotwein durch

meine Augen funkeln sah, die mir zwar fünf Stunden Schlaf, aber auch wieder den alten Alptraum vom Gemetzel in meiner Familie gebracht hatten.

Wir blieben bei unserem Ritual. Turiddu fragte mich jeden Morgen an der Quelle, zwischen den Wurzeln des Feigenbaums, ob ich jetzt nicht schlafen könne wie im Schoße der Madonna?

– Ja! antwortete ich. Es ist ein Wunder geschehen.

– Es ist die Natur, scrittore. Nur Blinde sehen Wunder. Es ist die Natur. Lassen wir die tartaruga also am Leben. Falls du einen Rückfall bekommst.

– Ja, sagte ich nochmals.

Abends aber betrachtete ich lange die friedliche Schildkröte, die sich, soweit ich es beurteilen konnte, in der Plantage wohlfühlte; und die ich, nur unter uns, »Don Turiddu« getauft hatte.

Mitunter schlief ich danach wirklich ruhiger ein.

Grabbes letzter Sommer

In der Dämmerung schlich er über die Brücke und durch das Bruchtor auf die Rampe zum Zuchthaus, seinem Geburtsort. Niemand sah ihn kommen. Er kannte sich hier aus.

Grabbe sah hinüber in den Park, auf das Schloß, die Terrasse – wie er's tausendmal alle die Jahre seiner Kindheit, seiner Jugend getan hatte. Der Fürst gab ein Fest, ein Konzert. Kerzen brannten hinter den hohen Fenstern, und er sah die hellen Schultern der Damen. Die Orden der Offiziere blitzten auf. Musik flog her, genau und zart: das Menuett aus dem *Don Giovanni*. Grabbe tanzte es in der Dämmerung mit, stolperte linksch, wankte, stieß den Schirm auf, kam außer Atem.

»Attische Nacht«, murmelte er. »Nä, nä.« Für ihn nicht. Er war da drüben aufgewachsen, keinen Vogelpfiff weiter, zwischen dem Arbeitshaus auf der einen, dem Zuchthaus auf der anderen Seite. Hier hatte er das flackernde Licht dieser Welt erblickt, war er Kind gewesen. Hier hatte er die ersten Szenen des Lebens gesehen. Das war seine Kinderstube, sein »Paradies«, seine frühe Universität. Das war sein erstes Bilderbuch, seine wüste Fibel, das waren seine Lehrjahre. Kein Kaiserlicher Rat und kein Königsleutnant, keine Patrizier und keine Menuette, keine klassische Bibliothek und keine Frohnatur – zwischen Vaganten, Taschenspielern, Notzüchtern, Schafdieben, Betrügnern, Brandstiftern, Abtreibern, Straßenräubern, Totschlägern wuchs er hier auf: ›Und die ersten Frauen, die ich gesehen habe, außer meiner Mutter und Wilhelmine, kamen vom Huren, Ehebrechen, Betteln, Blutschänden, vom Landstreichern, Ludern, Quacksalbern und vom Kindsmord: verwüstet, schamlos, verderbt und gebro-

chen, geschändet, gewalttätig, verrottet und schließlich wahnsinnig.«

Er sah sie wieder übereinander herfallen auf dem Zuchthof, in den düsteren Gängen, den engen, gemeinsamen Stuben; sich prügeln mit dem hölzernen Hammer, dem Besenstiel, der Flachshaspel, sich das Gesicht, das Fleisch zurichten. Er sah wieder, wie sie einander an den Haaren rissen, die zu Boden Geworfenen mit Fußstritten traktierten, ihnen in die Augen spuckten, sich in die Hosen, die Röcke faßten und geil kreischten, zwischen den Irren und den Waisen; sah sie die Bohlen verbrennen, das schlechte Essen – einundeinhalbes Brot und eine Kanne Wasser, sonst nichts jahrelang – in den Abtritt schütten. Er sah sie im Eisen, angeschlossen an ihr Bett, an die Ketten, den Klotz; sah die stumpfen, zerstoßenen, verrohten Gesichter: Recker, die Rüterhenken, die Langreck, den Lehmeier, den wahnsinnigen Menkelchen Abraham; sah ihre harten, schmutzigen Krallen, die nach ihm packten, wenn er auf dem Zuchthof kindlich spielen wollte, während der andere, der Glücksbankert aus Frankfurt, schon französisch parlierte, ritt, focht und tanzte. ›Oh, ich hatte auch mein *Willkommen und Abschied* dachte Grabbe und drückte sich in den Schatten der Zuchthausmauer, strich mit den Fingerspitzen über die rohen Steine. ›Willkomm, das waren achtzehn, zwanzig Rutenhiebe für den Züchtung, wenn er hier ankam – Abschied, das waren zur Erinnerung achtzehn, zwanzig Peitschenschläge, wenn er wieder in die freie Welt ging, um sein Glück zu machen.«

Grabbe hörte das Stöhnen, das Winseln der Frauen und die Flüche, das Brüllen der Männer, wenn sie mit dem Ochsenziemer, der Weidenrute vom Zuchtknecht ausgepeitscht wurden. ›Fuiwentwintig up den blauten Nacken und Schlag für Schlag Bleut!‹ Sie brachen zusammen, stürzten in Ohnmacht, doch ein Eimer mit Wasser brachte ihnen das Leben wieder zu Bewußtsein; die

Schreie, das Wimmern, die unflätigen Flüche hoben wieder an. Der Zuchtknecht machte die Fenster und Türen dicht, damit den Bewohnern des Fürstlichen Residenzschlosses gegenüber kein unangenehmer Anblick sich bot, damit kein viehisches Gebrüll an ihre Ohren klang.

Aber er, Grabbe, war nicht jenseits des Schloßgrabens, er war mitten im Zuchthaus und im Irrenhaus aufgewachsen – neunzehn Jahre lang. ›Das war mein erster Theaterbesuch, meine Weltbühne, und die todatmenden Gespenster gehen noch durch meinen Kopf –‹ Er schlief weiter.

»Nur nicht sentimental, Grabbe«, murmelte er. »Halt dich hart! Ich habe angesehen, durchlebt, was sie alle nicht durchlebt haben, die Herren Idealisten und Kalligraphen! Ich will, ich werde schreiben, was sie, lebensblind im Brei ihrer edlen Ideen versunken, nie erfahren, nie erlitten haben: die kalte nackte Tragödie des Menschen, die sie seit Shakespeare hinweglügen mit falscher, manierierter Kunst –«

Über ihm kam gemeines Gelächter aus einem vergitterten Fenster. Er fuhr erschreckt herum und sah hinauf. Zwei Zuchthäuslerinnen klammerten sich an die Gitterfenster, eine ruinierte Alte und ein Mädchen, fast noch ein Kind, und schütteten schamlosen Spott über ihn, ließen ihre Zungen spielen: »Komm rauf, du Schnapslump!« – »Bald bist du doch soweit!« zischelten sie leise. »Woher stammst du, alter Heckenpenner?« – »Aus dem Lippischen sicher nicht, sonst kennten wir dich, Hurenbruder!« – »Komm rauf, hier ist's trocken. Bring eine Büttel Schnaps mit!« Sie hoben die Röcke bis unter die Arme. »Wir wollen dich lieben, knickschwanziger Beschäler!« – »Ich blase dir die Eier aus, mein läufiger Prinz!«

Sie lachten scharf und rüttelten am Gitter. Angst, Panik, Entsetzen packten Grabbe. Er rannte weg, hörte die

Wachtposten drohen und die eisernen Riegel und Stangen vor der kleinen Zuchthauszelle zurückschieben, wankte, so rasch er es vermochte, das ätzende Gelächter im Nacken, weiter über die Brücke. »Fort! Fort! Fort aus dieser Welt!«

Am Schloßparkgitter hielt er sich fest. Sein Atem flog. Das Menuett war verstummt, aber die Kerzen brannten noch. Eine Frauenstimme sang. Grabbe ging weiter. Die Erde bockte unter ihm. Er raffte sich auf und wankte in die Stadt.

Unter dem Kirchbogen saß der Leiermann mit seiner Meerkatze, aß Speck und trank Schnaps dazu.

Grabbe riß ihm die Flasche vom Mund und nahm einen langen Schluck. Der Leiermann lachte. Grabbe packte die Handorgel und sagte: »Tuig mir's, Vedder!«

Der Leiermann stellte die Walze ein, Grabbe drehte langsam die Handorgel und sprach gegen die alberne Melodie eines Gassenhauers an:

»Kuckuck hat sich zu Tod gefallen
an einer hohlen Weiden,
wer soll uns diesen Sommer lang
die Zeit und Weil vertreiben?«

Gern lag er in seinem Arbeitszimmer still auf dem Boden, über einer Erdkarte. Er stützte den Kopf auf die Hände und reiste fort durch fremde Länder. Dieses Abenteuer auf dem Papier hatte er schon als Junge geliebt. Amerika, China, Rußland, Griechenland, Italien, Afrika waren ihm dann nah und zugänglich. Er setzte jetzt seine Brille auf und suchte die Schlachtfelder Napoleons, zog die Straßen, die der Kaiser gebaut hatte, die seine Armeen marschiert waren. Grabbe sah Hannibal aus Spanien aufbrechen und mit seinen afrikanischen Elefanten über die verschneiten Alpen steigen. Er traf Friedrich Barbarossa in Mailand und Don Juan in Rom, Herzog Theodor in Schweden, Arminius im Teutobur-

ger Wald. Alle seine Helden scharten sich um ihn. Alexander der Große würde nach Persien, nach Indien ziehen und untergehen in seinem, Grabbes Alter. Eulenspiegel tanzte in Braunschweig auf dem Seil, und Christus trug sein Kreuz nach Golgatha. Grabbe sah sie vor sich auf dem Welttheater, hörte ihre Stimme, ihre Worte, ihren Schrei, ihr Liebesgeflüster, ihren grobianischen Spott, ihre Kommandos. Er spürte ihr Schwert in seiner Brust, die Dornenkrone auf seiner Stirn, schmeckte ihren Wein, betastete das Fleisch ihrer Frauen, roch ihren Todesschweiß, lachte ihr Höllengelächter mit. Er breitete die Arme aus und legte sich dicht an die Erde. Das Rumglas neben ihm kippte um, der Alkohol floß über die Steppen, mündete in die fernen Ströme, in das Meer. Grabbe leckte die kleine, braunrote Pfütze auf. »Mein Erdgeschäft ist die Tragödie«, murmelte er, »und die Komödie: erschütternd, wild und lustig.«

Vom Hausflur, vor seiner Tür, hörte er, wie seine Mutter zu ihm wollte, ihren Sohn besuchen, und wie Luise es ihr hart verbot. Die zwei Frauen zankten sich verbissen. Luisens Stimme wurde spitz, schrillte; seine Mutter kam lange nicht zu Wort; dann blaffte sie rauh und wüst. Grabbe hörte die feindseligen Stimmen und blieb auf der Erde liegen. Er wurde kalt und starr, fing den giftigen, blindwütigen Dialog auf und grinste.

»Fort, fort auf der Stelle! Ich will doch sehen, wer in meinem Hause zu befehlen hat!« schrie Luise. »Sie ist eine Kreatur, ein Halbtier! Sie stinkt ja, sie trinkt auch! Sie hat's Dietrich beigebracht! Sie ist ja schon wieder besoffen! Und dieses Mönchen, die Hure, hat sie ihm schon früh ins Bett gelegt!«

Grabbe hörte auf zu lauschen, zu gieren. Er hielt sich die Ohren zu, vernahm aber doch, daß Luise draußen weitertobte, und horchte wieder auf, als seine Mutter roh dazwischenfuhr: Die Clostermeiersche habe sich ihrem Sohn mit Gewalt aufgedrängt, dem Herrn Militär-Audi-

teur, einem berühmten Mann – um nur nicht als trockene Jungfer hinzusiechen! Sie sei ja zehn Jahre älter, schon eine güste Kuh, und nun lasse sie Grabbe im Elend und spucke ihm ins Bett, weil sie keine Liebe habe.

Grabbe sprang auf. Er riß seinen Degen von der Wand, schlich zur Tür, legte sein Ohr an das Holz, hörte wieder zu. Allmählich kehrte das kalte Lächeln auf sein Gesicht zurück. Er schob die rechte Hand unter die Knopfleiste seines Rocks und teilte mit dem Degen Treffer in die Luft aus.

Plötzlich, während das Keifen und Murren im Flur und dann Unter der Wehme weiterging, legte er sich wieder auf die Erdkarte, trank einen Schluck Rum und fing an zu schreiben, eine Szene für seinen *Till Eulenspiegel* zu entwerfen. Er sah und hörte nichts anderes mehr.

So traf ihn Ziegler gegen Abend.

»Ich habe die Welt unter mir!« rief Grabbe auf seiner Landkarte und erzählte, daß der Hermann fertig sei. »Ein paar Hiebe und Striche noch da und dort, aber sonst ist er beendet.«

»Freust du dich, atmest du auf?« fragte Ziegler.

»Ach, rede kein dummes Zeug!« sagte Grabbe müde.

»Ich atme auf, wenn ich feurig im Zuge bin, mitten in der saftigsten Arbeit! Aber jetzt – was nun? Trinken wir eine Flasche auf unsere Cherusker! Sie haben den Römern samt aller Kultur prächtig die Schädel eingeschlagen. Drei Legionen haben sie im Teutoburger Wald abgeschlachtet, drei Reiterformationen und sechs Kohorten – immer wacker aus dem Hinterhalt! Zwanzigtausend, die Frauen und Lasttiere nicht gerechnet – blutige Leichen! Du weißt ja: ›Wer wen'ge totschrägt, ist ein Mörder, / Wer viele totschrägt, ist ein Held.«

Aber Grabbe habe doch immer ein Herz gehabt für die cheruskischen Bauern, für Hermann den Befreier! rief Ziegler verwirrt.

»Ja, freilich«, brummte Grabbe, »aber komm, trinken wir eine Flasche Bier auf den Varus, diesen kultivierten Schwachkopf, und ein paar auf den Kaiser Augustus, der vielleicht wirklich ein großer Mann war. ›Der nahe Tod streift die Welt von mir ab, als wäre sie mir mit ihren Sonnen und Sternen nur eine bunte Schlangenhaut‹. Ach was, leeren wir ein Glas!«

Ziegler wollte nicht trinken. »Dir bekommt's doch auch nicht mehr wie früher, Christian! Dein Magen, deine Leber –«

»Himphamp! Meine Misere kommt vom Klima und der Pest unserer sozialen Zustände.« Das sei doch alles kleinstädtisch und dumpf hier – und so sei's in ganz Deutschland. Berlin, Dresden und noch ein paar Städte ausgenommen. »Ich versauere unter diesen geistesarmen Heringen. Ich will nach Paris oder dahin, wo Rheinwein wächst. Hierzulande ist unsereiner der Moral ausgeliefert. Diese Biedermänner, Pietisten und anderen Seelenfurzer verstehen nichts, gar nichts vom wilden Vorgang der Geschichte, was wirklich geschieht in unserer diesigen Epoche – aber sie sind bereit, die Welt zu opfern, wenn sie nur ihren Katechismus dabei retten. Sirupzeit! Ein Dichter, was ist das denn heute, Karl? Ein Abendvertreiber, ein Gemütskitzler, man hält ihn am Leben wie einen Hund, der die Zeitung holt und dabei auch noch durch einen brennenden Reifen springt.«

Grabbe öffnete eine Flasche und trank allein.

»Dann diese Ehe, dieses Würgeisen, dieser Skandal«, knurrte er. »Sie hätte einen zungenfertigen Professor heiraten sollen, mit schönem Geist, der antikische Dramen schreibt – und auch noch aufgeführt wird an den deutschen Hoftheatern! Sie verwechselt doch, wie so viele, die goldbestäubte Ästhetik mit Kunst. Ziegler, wir müssen

mein Manuskript der *Hermannsschlacht* verstecken, bei dir oder bei Petri, sie stiehlt es mir noch, kritzelt darin herum; sie hat mir schon nach Düsseldorf geschrieben, wie ich das Stück anzupacken habe! Die Frau ist ein Genie – im Maulwurfsfangen und Geldzählen.«

Ziegler sah Grabbe betroffen an. »Aber du hast die *Hermannsschlacht* doch schon vor ein paar Tagen an Petri geschickt, Christian! Er läßt sie abschreiben.«

Grabbe schlug sich gegen die Stirn und lachte.

»Ja so, hab ich das? Ich arbeite aber noch weiter an dem verfluchten Stück! Da, sieh – über dreißig Seiten sind schon verbessert. Das Luder wird alles an die Juden verkaufen.«

Das glaube er nicht! entgegnete Ziegler. Grabbe wisse, daß die Frau Auditeurin auch ihm nicht grün sei, immer weniger, aber so etwas Schofeles glaube er nicht von ihr. Sie wolle Grabbe wohl, aber sie könne es nicht. »Und was hast du so häufig gegen die Juden?«

»Nichts«, sagte Grabbe und lächelte schief. »Aber sie haben Erfolg, diese Heines und Börnes. Ich habe doch in meinem *Aschenbrödel* einen wahrhaft gewaltigen, großartigen Juden ins Leben gesetzt: den Isaak. Aber warum reden wir nicht vom Hermann, das ist urgermanisch, westfälisch!« Er rannte mit seinem Bierglas zwischen den engen Wänden hin und her, sah in sein Manuskript und schlug sich mit der Faust in die hohle Hand. »Das duftet nach Fichten und Farnkraut und Blut und Jugend«, sagte er, und Ziegler fragte, ob er jetzt alles lesen dürfe, im Zusammenhang. »Noch nicht!« rief Grabbe; aber vorhin hätte Ziegler ein deftiges Stück hören können, wenn er nur drei Stunden früher gekommen wäre. Ein Flur-, Treppen- und Straßenstück: »Solche Szenen haben nur noch Aristophanes und Shakespeare geschaffen!«

Grabbe rieb sich die Hände, feixte und sagte: »Weißt du, warum ich heute doch wieder Lebensgeschmack habe, Karl? Ich werde ein Lustspiel schreiben – *Eulenspiegel!*«

Da werde ich's zeigen, was eine deutsche Komödie ist, da legt sich der dicke Falstaff schlafen. Kannst du mir das alte Volksbuch leihen? Gut. Der Till Eulenspiegel ist kein bloßer Spaßmacher, der repräsentiert die aus tiefstem Ernst entstandene deutsche Weltironie! Das sagt doch vieles, sehr vieles, daß wir bis heute noch kaum eine Komödie haben, daß diese Herren von Goethe und auch Schiller nicht eine einzige Komödie auf die Bretter gestellt haben.« Das sei doch fast ihr Todesurteil. Lessing, na gut, aber der Tellheim sei ein Ehrpussel und die Minna eine klugscheißende Jungfrau, da friere ihm der Schwanz ein, und er müsse ganz rasch wieder eine Seite im Aristophanes lesen. »In meinem *Eulenspiegel*, da werden die Deutschen eine Sprache hören, ihre Sprache – nicht die der Gräfin von Scandiano und dieser Iphigenie aus Weimar, oben Frau von Stein und unten Prinzessin Fisch – was gehen uns diese feudalen Puppen und ihr affektierter Edelmut noch an? Nein, die Sprache der Ziegelbrenner, der Trompeter, der Küfer, der Diebe, der Pferdehändler, Schieferdecker, Seiler und Narren, die Sprache der Armen, des Volkes. Komm, trinken wir ein paar Flaschen Einbecker auf die deutsche Komödie und rauchen Zigarren!«

Grabbe rief nach Sophie und schickte sie in die nächste Gastwirtschaft, dabei fing er ein Flirren zwischen ihr und Ziegler auf, wurde mißtrauisch und verstummte lange.

Ziegler sagte schließlich, er halte das Satirische für Grabbes größte Begabung. »Papperlapapp und Quark!« murrte Grabbe. »Nur weil ich das Teufelsstück geschrieben habe! In Berlin. Von Berlin muß ich dir noch viel erzählen, Ziegler, das ist dir eine Stadt, Berlin –«

Sophie kam mit dem Bier und Zigarren.

»Berlin, das ist riesenmäßig! Ziegler, Berlin, das ist – mein Gott, was haben wir da gevögelt!«

Sophie ging hastig hinaus, und Ziegler schwieg, nahm aber eine von Grabbes Zigarren und trank auch ein Glas Bier. Eine Zeitlang war es wieder still zwischen ihnen.

»Das Satirische und die Geschichte!« sagte Ziegler dann ruhig. »Du solltest wieder ein politisches Stück schreiben, Christian, wie es dein *Napoleon* ist.« Ob ihn denn der Geist der politischen Umwälzungen nach 1789, der Freiheitskriege, der Julitage 1830, nicht wieder beseelen könne? »Der Geist der Revolution weht noch in Europa« – du hast es doch selbst immer gesagt!«

»Beseelen!« knurrte Grabbe. »Siebzehnhundertneunundachtzig, ja, da hat's gelodert, da hat der Weltgeist geweht, und Napoleon, die Freiheitskriege, die paar Julitage 1830 – das war groß! Aber wohin ist denn alles? Wo sind die wenigen wirklich bedeutenden Männer, die Titanen, wo ist die Revolution? ›Der Geist weht noch. Er säuselt! Aber immerhin. Doch wo ist der Körper, in den er fahren könnte? Die Masse ist stumpfsinnig, der Bourgeois schachert, und die Fürsten sind beides zufrieden. Wir sind Insekten, die vom Kadaver großer Männer des achtzehnten Jahrhunderts fressen. Unsere Zeit, Karl, hat den Hirnkrampf. Seit Napoleons Ende ist es mit der Welt, als wäre sie ein ausgelesenes Buch – wir stehen, aus ihr geworfen, als Leser davor und wiederholen und überlegen das Geschehene. Außerdem: Was helfen alle Revolutionen, wenn nicht jeder Mensch sich selbst revolutioniert, id est: wahr gegen sich und andere wird?«

Er trank viel und redete rastlos, alles mit leiser, erschöpfter Stimme. Ziegler wollte gehen. Er müsse noch zu Pustkuchen, ein Prozeß sei zu klären, ein Soldat habe wieder ein unbescholtenes Mädchen geschwängert, wolle es aber nicht heiraten.

Grabbe redete rascher, rappelig, ohne zuzuhören und bot Ziegler noch eine Zigarre, eine Flasche Bier an.

»Wenn ich schreibe, bin ich gesammelt und scharf, eine Messerklinge«, sagte er. »Aber heute kann ich mich einmal öffnen – bei dir! Mit wem sonst kann ich denn hier wirklich sprechen, über das, was mich noch beschäftigt?«

Ziegler blieb unruhig sitzen. Grabbe stampfte weiter auf und ab, blies den Staub von den Büchern und trank Bier.

»Der alte Fritz, Napoleon, das waren riesige Kerle!« sagte er. »Heute herrscht das Geldsystem und das Genußleben. Ach was: die Kanaille! Alles liegt chaotisch durcheinander. Es wird Zeit, daß der Geist Gottes mal wieder über den Wassern schwebt.«

»Die Bürger wollen keine großen Zeiten«, erwiderte Ziegler, »nehm's ihnen einer übel! Soviele hunderttausend Tote, zerstörte Städte, Dörfer. So viele Krüppel, verwaiste Kinder, soviel Hunger.« Er stand auf.

Grabbe hielt ihn krampfhaft am Arm.

»Ihr habt ja recht, Karl«, sagte er zappelig. »Wir haben keine wahrhaftig heroische Zeit, man muß sie heute in Tragödien zeigen – und die wollen die Krötenanbeter nicht sehen! Sie fürchten nichts mehr in der Kunst als den Widerschein der blanken Lebenswahrheit. Für wen schreibe ich, Karl, wer ist mein Publikum? Das Volk: es kann mich nicht lesen, mich noch nicht verstehen, und die mich lesen, anschauen könnten, sie wollen's nicht – weil ich an ihrem Betthimmel aus Lügenseide, falschen Säulen und gestickter Lust rüttele. Sie hassen mich nicht einmal, Karl, dazu sind sie zu schlau und zu nüchtern. So jemanden wie mich, der aus dem Zuchthaus kommt, aus dem Pöbel, so jemanden sieht man gar nicht, man schweigt ihn tot. So wurde ich zum Krüppel. Hier in Detmold kennt mich doch keiner, Karl, auch du nicht ganz. Ich habe mich immer verstellt. Ich lüge seit Jahren aus Grundsätzen.«

Grabbe setzte sich wieder in seine Ecke und fragte, ob er Kerzen anzünden solle. »Oder willst du doch lieber Rheinwein? Rheinwein zündet auch Kerzen an. Hier!« sagte Grabbe und schlug sich gegen den Kopf. Ziegler sah auf die Perpendikel-Uhr, die hinter Grabbe hin- und herpendelte. »Ich muß jetzt wirklich gehen, Christian. Pustkuchen wartet schon lange auf mich in der »Ressource«, Morgen besuche ich dich wieder! Leg dich jetzt schlafen, du weißt, das hitzige Reden bekommt –« Grabbe sah ihn scharf an und sagte kalt: »Pustkuchen. Sie heißt doch Möller, Sophie Möller! Habt ihr nichts anderes im Kopf, als euch zu begatten? Einen kleinen bepißten Fetzen Fleisch zum Mittelpunkt des Lebens zu machen – ekelhaft und lächerlich!« Er wandte sich ab. Ziegler ging. »Bis morgen, Christian«, sagte er. Grabbe winkte schlaff. Er stemmte die Ellbogen auf die Knie und legte sein Gesicht in die Hände.

Eine Stunde danach schlich Grabbe auf Strümpfen durchs Treppenhaus hinauf zu Luises Stockwerk. Er trug eine Axt in der Hand und lange Hölzer. Grabbe lauschte und lehnte die Latten dann sorgfältig gegen Luises Türen. Sie hörte ihn und riß eine Tür auf. Die Hölzer fielen laut in ihr Zimmer. Luise sah Grabbe mit der Axt auf der Treppe stehen. Sie erschrak zu Tode und schrie um Hilfe. Sophie lief aus ihrer Kammer herbei und führte Luise in die Gute Stube zurück. Sie schloß rasch alle Türen ab. Grabbe stieg stumm die Treppe hinunter.

Tags darauf kam Grabbe vom Entenfüttern über den Hof. Er wollte ins Haus, doch die Tür war verriegelt. Oben ging Luise geschäftig hin und her, klapperte mit Pfannen und Deckeln und sang vor sich hin. Grabbe rüttelte an der Tür, stemmte sich dagegen – sie gab nicht nach. Seine Knie zitterten, und sein Puls ging stolpernd.

Er raffte sich zusammen und modulierte seine Stimme sanft. »Luzie!« rief er kläglich. »Luzie! Mir geht's gar nicht gut. Ich muß auf der Stelle Hof-Rat Piderits Arzneien nehmen.«

Luise hörte nicht auf ihn und fuhr fort, in der Küche zu hantieren und zu singen.

Grabbe ging unter ihr Fenster, lehnte sich auf eingeknickten Beinen an die Wand und stöhnte. »Luzie!« rief er, machte eine Pause, röchelte und rief schwächer: »Luzie, ich glaube, mein Herz hört auf zu schlagen. Ich muß mich erbrechen –«

Im oberen Stock wurde es still. Grabbe würgte und fiel zur Erde. Er zuckte mit den Beinen, würgte wieder und lag dann steif. »Luzie!« rief er noch einmal außer Atem, »bitte mach auf, laß mich nicht hier in meinem Kote sterben. Lange mach ich's nimmer.«

Luise öffnete das Fenster und sah herab.

»Du verstellst dich!« sagte sie und lachte. »Du lügst ja wieder, Dietrich!«

Grabbe blieb stumm und rührte sich nicht. Luise verschwand. Sie kam auf leisen Füßen die Treppe herunter und öffnete vorsichtig die Hintertür. Grabbe blieb auf der Erde liegen und atmete schwer. Er streckte flehend die Hände nach seiner Frau aus. Luise trat auf den Hof und kam ernst näher.

»Ist dir wirklich übel, Dietrich?« fragte sie. »Das kommt vom Rum! Bemitleide dich nur nicht wieder.«

Grabbe sprang rasch auf, umarmte seine Frau und fing an, sie zu kitzeln. Luise mußte kichern und dann laut lachen. Er kitzelte sie schärfer. Sie lachte schrill, bekam keine Luft mehr und warf sich auf den Erdboden, Grabbe über sie. Er hörte nicht auf, sie zu kitzeln. Luise rang nach Luft und wälzte sich im Hof. Er kitzelte sie weiter, Luise fing an zu schreien. Grabbe ließ nicht von ihr ab, riß ihr die Röcke hoch und kitzelte sie zwischen den Beinen. Luise strampelte und verlor ihre Schuhe. Er kitzelte

ihre Fußsohlen, ihre Schenkel. Luise trommelte ihm auf den Rücken, verlor aber alle Kraft und winselte um Gnade. Grabbe kitzelte ihre Achselhöhlen, ihre Rippen, ihren Bauch. Luise rang die Hände und starrte ihn an. Grabbe kitzelte sie und zupfte an ihren Brustwarzen. Schließlich lag Luise da im Hof und wimmerte nur noch. Ihr Körper zuckte unter seinen spitzen Fingern; ihre Augen sahen ihn irr vor Angst an. Grabbe stand auf, ließ sie im Hof liegen und schwankte ins Haus. Die Tür schloß er hinter sich ab.

Eine Minute später erschien er am Fenster über ihr und setzte sich auf das Brett. Er hob eine Rumflasche, füllte sich ein Glas und prostete Luise zu.

»Auf meine Gesundheit! Auf deine Schönheit! Auf unser Glück!« rief er mit heiterer Stimme und trank. Luise lag noch am Boden und schluchzte stoßweise.

»Aber was weinst du denn, mein Weibchen?« fragte Grabbe besorgt. »Beruhige dich doch, Herzchen! Mir geht es ja schon wieder recht gut.«

Er goß sich noch ein Glas Rum ein und rief: »Luzie, mein Engel! Jetzt trinke ich allein auf dein Wohl! Unsere Ehe ist doch der Himmel auf Erden, und so soll es auch bleiben!«

Luise sah auf und stammelte nur: »Grabbe!«

Er ahmte das Spiel auf einer Mandoline nach und sang zärtlich das Ständchen aus dem *Don Giovanni*:

»Deh! vieni alla finestra, o mio tesoro.

Deh, vieni a consolar il pianto mio...«

Erst Sophie Möller, als sie mit ihrem Einkaufskorb vom Kaufmann kam, schloß die Tür auf und ließ Luise ins Haus.

»Kein klassisches Stück, kein *Tasso*«, rief Grabbe Luise zu und hob sein Rumglas, »aber lustig, lustig!«

Nachwort

I.

»Die sogenannte Realität zu akzeptieren, ihr auch noch zu applaudieren – wer könnte das? Er müßte über eine exorbitante Infamie verfügen.« – Diese Bemerkung Thomas Valentins aus den unveröffentlichten Teilen eines Gesprächs über den Roman *Grabbes letzter Sommer* weist unmittelbar in das Zentrum seines Werks. Sie formuliert einen vom Glauben an die befreiende Kraft des Wortes, an die Offenlegung der Konflikte und Widersprüche getragenen Anspruch, der Valentins Arbeit in den verschiedenen Gattungen (Prosa, Roman, Lyrik, Drama) und Medien (Theater, Fernsehen, Hörfunk) von den 1960er-Jahren an bis zu seinem frühen Tod im Jahre 1980 geleitet hat: teilzunehmen, sich einzumischen, Stellung zu beziehen. An formalen Experimenten, am Spiel mit ästhetischen Valenzen, mit Brüchen und Brüchigkeiten als solchen, hatte Valentin kein Interesse. Er wollte (und das geht nicht immer ohne didaktische Anstrengungen ab) vielmehr eine Literatur schreiben,

die die Leute heute etwas angeht. Ich will nicht Elitäres, nicht Esoterisches schreiben, das finde ich heute hochmütig [...]. Und wenn sie mich fragen, was ich mir als Wirkung meiner Arbeit erwarte, dann möchte ich, von außen nach innen gesehen, sagen: Spannung, Unterhaltung, Mitgefühl, Nachdenklichkeit, Abbau von Vorurteilen und Aufbau von kritischem Verständnis sich selbst, seinen Nachbarn, seinem Kreis gegenüber. (Weser-Kurier, 2.10.1974)

Thomas (eigentlich: Gerold Armin) Valentin wurde am 13. Januar 1922 in Weilburg an der Lahn geboren, studierte nach dem Besuch des Gymnasiums Literaturwissenschaft, Geschichte und Psychologie in Gießen und

München und war von 1947 bis 1962 als Lehrer im westfälischen Lippstadt tätig. Bereits seit den frühen 1940er-Jahren schrieb er Gedichte und Erzählungen. Versuche, einen Verlag für diese Werke zu gewinnen, waren zunächst erfolglos. Bereits Anfang der 1940er-Jahre suchte Valentin den Kontakt zu dem von ihm verehrten Hermann Hesse, mit dessen Werk er erstmals wohl 1941 Bekanntschaft gemacht hat, wie Valentin sich später im Rückblick erinnert. Für Valentin selbst überraschend, wies Hesse 1957 in einem anlässlich seines 80. Geburtstags geführten Gespräch mit der *BILD*-Zeitung auf das Talent seines jungen Verehrers hin – ohne Folgen. »Nichts tat sich«, so Valentin in seiner Erinnerung:

Das Telefon läutete nicht, kein Interviewer erschien, keine Zeitung meldete sich, kein Verlag fragte an, ob nicht vielleicht in meiner Schreibtischschublade... Meine Manuskripte kamen mit unschöner Regelmäßigkeit zurück samt einer vorgedruckten Antwort: passen leider nicht in unser Programm. Oder, nach vier, fünf, hoffnungsschweren Monaten, mit einem kurzen Bescheid: Thema verfehlt, bleiben aber interessiert. [...] Dann meldete sich aber doch noch ein Verlag auf den Hesse-Artikel hin, prüfte und bot mir 300 Mark pro Monat und für zwei Jahre, wenn ich mich an einen Roman setzte. 300 Mark! Das war damals viel gutes Geld. Ich ging tagelang in Bremen an der Weser spazieren – und lehnte ab. Einen Roman würde ich niemals schreiben können, und Schulden zu machen hatte ich zu Hause nicht gelernt. [...] Aber heimlich schrieb ich doch an einem Roman, an mehreren Romanen. Nur: Es kamen immer Kurzgeschichten dabei heraus. Ich mochte es anfangen, wie ich wollte, die Shortstory hatte mich so fasziniert, daß ich mir nicht mehr vorstellen konnte, warum einer auf 300, 400 Seiten erzählen oder lesen sollte, was auch auf drei, vier Seiten zu erzählen war, wenn man es geballt in den Griff bekam. Ich schrieb Kurzgeschichten aus einer bösen Kindheit und las sie meinen Freunden vor. Sie fanden sie schlimm: Kein Mensch wolle Bücher über eine böse Kindheit lesen, die Kindheit sei

doch – und überhaupt, von Hesse hätte ich mich nun weit entfernt. Ich fand beide Behauptungen unpassend und schrieb weiter meine schwarzen Kurzgeschichten. (LIT 1/1980)

Die »Kurzgeschichten aus einer bösen Kindheit« bilden das Zentrum des Romans *Hölle für Kinder*, mit dem Valentin schließlich 1961 im Claassen Verlag debütierte. Vordergründig erzählt Valentin in diesem Roman, dessen Lektüre er dem verehrten Lehrer Hesse wohlweislich nicht hatte zumuten wollen (und der ihm ein – letztlich niedergeschlagenes – Verfahren wegen Jugendgefährdung eintrug), die Geschichte einer »unerhörten« Begebenheit: in einem schizophrenen Schub tötet ein bislang unauffälliger Mann ein von ihm entführtes Kind, das er aus der »Hölle« seiner lieblosen Kindheit hatte erlösen wollen. Jenseits dieser »Kriminalhandlung« beschreibt Valentin in eindrucklicher Weise, wie die Erinnerung in Umkehr des Topos von der Erinnerung als dem (einzig) Paradies, aus dem der Mensch nicht vertrieben werden könne, zu keiner dauerhaften Harmonie der vergangenen und der gegenwärtigen Welt führt, sondern zum Abgrund wird, in dem der Erinnernde versinkt.

Buchstäblich heimgesucht wird der 39-jährige Vertreter Manfred (Fred) Klewitz von Erinnerungen an seine Kindheit, der nichts Verklärendes, Idyllisches mehr eigen ist – im Gegenteil. Aus seinen Erinnerungsfetzen, die Valentin als zweite Erzählebene in die Handlungszeit des Jahres 1961 hineinschneidet, formt sich Stück für Stück das Bild der Kindheit als Hölle. »Es ist ein bodenloses Gefühl [...], Erinnerungen steigen hoch [...] Meine Geschichte flüchtet mir durch den Kopf« – so erklärt Klewitz, der nicht zufällig das Geburtsjahr mit seinem Autor teilt, selbst seinen Zustand. Im steten Wechsel der Ebenen erzählt Valentin von beidem: der Gegenwart und der traumatischen Kindheit des von Angstzuständen gequäl-

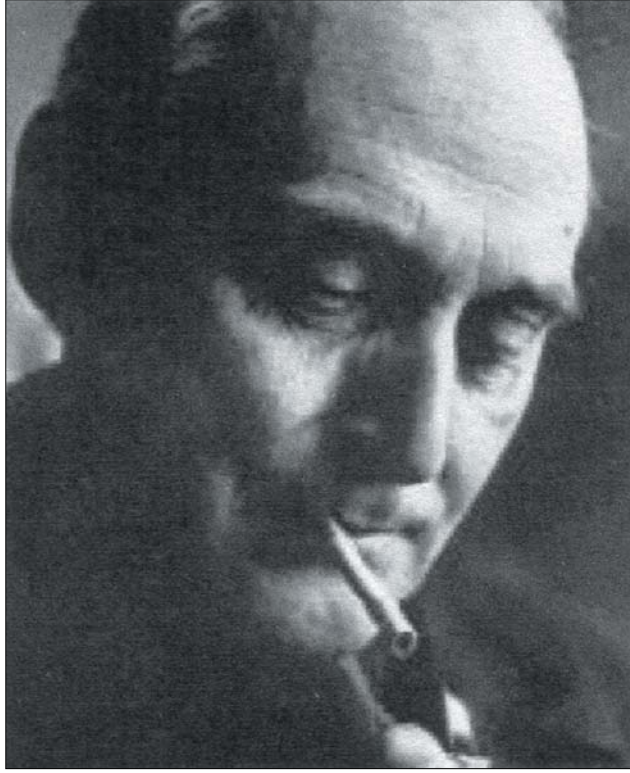
ten »Vertreter« (die Berufsbezeichnung ist durchaus doppeldeutig) Klewitz, dem die Zufallsbegegnung mit einem von den Eltern geschundenen, verängstigten Jungen die andauernde Gegenwärtigkeit seiner Kindheits-hölle vor Augen führt. In dem Schicksal des neun-jährigen Freddy – die Namensähnlichkeit zu Fred ist ge-wollt, auch wenn sie sich in einem Fall von Manfred im anderen von Alfred herleitet – begegnet Klewitz sich wieder als das Kind, das er einst war – die Erfahrungen aus dem einen (eigenen) Leben erneuern sich in einem anderen: die Geschichte wiederholt sich.

Ungebremst taumelt Klewitz, dessen Umwelt die Zei-chen seiner Verwirrung missdeutet, verharmlost oder ih-nen schlicht mit Unverständnis begegnet, auf der ab-schüssigen Bahn seiner Verstörungen der Katastrophe entgegen. Getrieben von seinen Dämonen kidnappt er den Jungen in der Absicht, ihm das Schicksal zu erspa-ren, das er als Kind selbst hat durchleiden müssen (»Er soll nicht in der Hölle aufwachsen. Ich weiß, was da los ist.«), und tötet es schließlich, als seine Situation ausweg-los wird. Das Erschrecken des Mörders vor seiner uner-klärlichen Tat und die Einsicht, dass die (seine) Ge-schichte nicht zu Ende ist, es vielmehr immer so weiter-geht, steht am Ende des Romans, der durch die spekta-kuläre Handlung hindurch ein genau beobachtetes Sit-tenbild der Wirtschaftswunderzeit mit ihren Schuldab-wehrmechanismen, dem politischen Klima des forcierten Antikommunismus, einer bigotten Sexualmoral und der Vergötzung des Wohlstands entwirft.

Formal mit einer Authentizität beanspruchenden szeni-schen Realismus, inhaltlich mit der Beschreibung von Fehlentwicklungen in Familie und Gesellschaft und der Darstellung eines beschädigten (und beschädigenden) Lebens deuten sich bereits in diesem Roman zentrale Ge-staltungsprinzipien und Themen der weiteren Werke Thomas Valentins an, die von nun an in rascher Folge

erscheinen (*Die Fahndung. Roman*, 1962; *Die Unberatenen. Roman*, 1963; *Nachtzüge. Erzählungen*, 1964; *Natura morta. Stilleben mit Schlangen. Roman*, 1967; *Der Fisch im roten Halstuch. 17 Erzählungen*, 1969), bis die literarische Produktion im engeren Sinn Ende der 1960er-Jahre ins Stocken gerät. Das Motiv des Schreibens, das im Hintergrund der Erzählhandlung von Valentins zweitem Roman *Die Fahndung oder Die Reise zu sich selbst* steht, komplettiert dieses soziale Themenspektrum und öffnet die Perspektive von Valentins Arbeiten zugleich für die Prozesse der künstlerischen Produktion – gerade auch der eigenen – als solcher. Das wiederum deutet auf einen durchgehenden Zug im Werk Thomas Valentins: eigene Lebenserfahrungen in anderen, erdachten »aufzuheben«. Immer wieder greift Valentin in seinen Werken darauf zurück, denkt sich Spiegel- und Gegenleben aus, die sich mehr oder weniger zwar von ihrem Ausgang entfernen, stets aber auch auf ihn zurückverweisen. Valentin selbst hat in der Fiktionalisierung von (authentischen) Lebenserfahrungen den Kern seines Schreibens bestimmt:

Meine Arbeiten – Prosa, Theater, Filme – sind Verwandlungen von autobiographischem Lebensmaterial durch Phantasie. So wird, wenn es gelingt, aus Privatem Zeitgenössisches. Ich habe keine abstrakte, sondern eine konkrete Phantasie. Ich kann nicht ohne Erfahrungen schreiben. Ich schreibe nicht, was ich nicht kenne. Aber ich mache keine Fotografie meiner Erlebnisse, sondern ich forme sie um in Bilder, in Vorgänge, in Dialoge. Und ich hoffe, daß sie ein Stück zeitgenössischer Literatur ergeben. (*Weser-Kurier* v. 02.10.1974)



Thomas Valentin (1922-1980)

Dieses ästhetische Kalkül einer ganz eigenen Autofiktionalität, die das poetische Spiel zurückbindet an die eigene Erfahrungswirklichkeit, wird augenfällig an den Texten des Bandes *Schnee vom Ätna* aus dem Jahre 1981, die den autobiografischen Bezug in expliziten Textsignalen ganz dezidiert ausstellen (ein Teil der hier wiedergegebenen Texte stammt aus diesem Band, dessen Veröffentlichung Valentin selbst noch im Todesjahr vorbereitet hat). Stets spricht der Erzähler der *Sizilianischen Geschichten* von sich, wenn er von anderen und anderem erzählt: von der sizilianischen Landschaft, den Menschen Siziliens, von ihren Lebensumständen und ihrer Geschichte. Alo Allkemper hat im Nachwort zur Neuauflage von *Schnee vom Ätna* im Rahmen der Gesamtausgabe von Valentins Werken die Eigenart dieser sehr persönlichen Texte, die aus Eindrücken schöpfen, die Valentin während seiner langen Aufenthalte in Sizilien zwischen 1961 bis 1971 gemacht hat, in einer Art »distanzierten Nähe« bestimmt, der sich die erzählerische Form anpasst:

ob Sitte, Anekdote, Bericht oder Erzählung – der unbestimmte Gattungsbegriff »Geschichten« kommt dem Autor und dem Erzählten entgegen – sie alle zielen mit wenigen Ausnahmen auf eine Pointe oder auf einen offenen Schluß und fordern so den Leser durch Bestätigung oder Mißbilligung des erzählerisch Vorbereiteten heraus: zu erwarteter Überraschung, zum ironisch oder humorvoll gebrochenen Ein- oder Unverständnis und auch zum Widerspruch. (*Werke 7*, S. 151)

Im Grunde genommen gilt dies für alle literarischen Arbeiten Valentins, die vor allem eines sein wollen: Einladungen an den Leser – zum Lesen.

II.

Der Erfolg der Romane *Hölle für Kinder* und *Die Fahn-dung* ermutigte Thomas Valentin 1962, seinen Beruf als Lehrer aufzugeben. Bereits im Jahr darauf erschien sein dritter Roman *Die Unberatenen*, der sich mit der Bildungsmisere und der unbewältigten Vergangenheit, der Frage der Kollektivschuld und des Ost-West-Gegensatzes dreier ineinander verschränkter Themen der ausgehenden 1950er- und frühen 60er-Jahre annahm. Ein Schüler revoltiert mit Thesen-»Anschlägen« gegen das Klima der Verdrängung in der Nachkriegsgesellschaft und entstellt damit die nur schlecht verhüllten gesellschaftlichen Widersprüche und die unter der Oberfläche der Wohlgeordnetheit und »Anständigkeit« schwelenden Grundkonflikte der Adenauer-Zeit zur Sichtbarkeit. »Unberaten« ist die Jugend, der Valentin – bemüht um Authentizität in der Gestaltung des sprachlichen Materials, der Reden und Träume seiner Protagonisten – in diesem Roman zur Sprache verhilft, ohne moralische Führung. »Unberaten« sind die Heranwachsenden, da sie allein gelassen werden mit ihren Fragen von der Generation der Eltern und Lehrer, die den Nationalsozialismus erlebt, in großen Teilen auch mitgetragen hat und sich nun einrichtet hat in ihren Lebenslügen, in einem oberflächlichen und selbstgerechten Umgang mit der Vergangenheit. Die alten Werte und Leitbilder haben ausgedient, sind kompromittiert und desavouiert, neue nicht in Sicht.

Der Roman erregte die Aufmerksamkeit des damaligen Intendanten des Bremer Theaters, Kurt Hübner, der Valentin noch im selben Jahr mit dem Auftrag zur Erarbeitung einer Bühnenfassung der *Unberatenen* zunächst als Autor an das Bremer Theater holte und ihn von 1964 bis 1966 als Dramaturg fest an das Haus band. Das Bremer Schauspiel war in der Ära Hübner (1962-1973) Zentrum einer innovativen Theaterkultur und Wegbe-

reiter eines gesellschaftlich relevanten Theaters, das gerade auch das Verhältnis zu den klassischen Texten neu überprüfte. Von der Bremer Bühne gingen nicht nur wichtige Impulse für das Theater der 1960er- und 70er-Jahre aus; auch die Liste der später selbst wegweisenden Regisseure, Bühnenbildner und Schauspieler, die in Bremen unter Hübner zum Teil zeitgleich mit Valentin gearbeitet haben, ist lang: Peter Zadek, Peter Stein, Klaus Michael Grüber, Hans Neuenfels, Rainer Werner Fassbinder; Wilfried Minks, Karl-Ernst Herrmann, Erich Wonder, Jürgen Rose; Bruno Ganz, Edith Clever, Jutta Lampe, Margit Carstensen, Hannelore Hoger, Vadim Glowna, Michael König – und viele mehr.

Für Thomas Valentin bedeutete der Ruf an das Theater eine Herausforderung ganz eigener Art: Schritt in ein ihm in dieser Form weitestgehend unbekanntes Terrain, Arbeit auch vor allem in einem ihm bis dahin nicht vertrauten Medium, die er zunächst nur mit Hilfe des deutsch-britischen Schriftstellers Robert Muller als Co-Autor zu bewältigen in der Lage war, der ihm bei der Dramatisierung des Romans *Die Unberatenen* unter die Arme griff. Das Stück selbst wurde am 19. November 1965 von Peter Zadek im Bühnenbild von Wilfried Minks uraufgeführt. Valentin und Muller haben in ihrer Bühnenadaptation die geschlossene Handlung des Romans in 47 Einzelszenen gefasst, für die Zadek und Minks unter Einbeziehung visueller Medien und ästhetischer Montageverfahren einen Szenen- und Bühnenaufbau mit großen eigenen Wirkungsenergien schufen, der maßgeblichen Anteil am großen Zuspruch der Inszenierung hatte.

Valentin hat als Dramatiker den Erfolg der *Unberatenen* nicht wiederholen können, was zum Teil auch daran gelegen haben mag, dass dem Nicht-Theatermann, als er 1966 das Bremer Theater wieder verließ, um sich ganz auf seine schriftstellerische Arbeit zu konzentrieren, der

kreative Widerpart der Bühne verloren ging. Valentin entfernte sich nach seinem Weggang aus Bremen nicht nur von einer innovatorischen Bühnenpraxis, in der Konsequenz dieses Weggangs zog er sich auch in eine weitgehend konventionelle, dem Boulevard nahe stehende Dramaturgie zurück, die zum Teil zwar im Tourneetheaterbetrieb reüssieren, die Kritiker aber nicht mehr überzeugen konnte. Mit *Der Hausfreund* (Uraufführung 22. März 1969 in Essen) verlagerte Valentin die Kritik an kleinbürgerlichen Denk- und Verhaltensweisen, an der Doppelmoral und Verlogenheit der bundesdeutschen Wohlstandsgesellschaft so in den Bereich der Gesellschaftskomödie, in *Familienbande* (Uraufführung 27. Februar 1974 im *Residenztheater*, München) in die Groteske, in *Adlerhöhe* (Uraufführung 19. Januar 1978 im *Ernst-Deutsch-Theater*, Hamburg) in das Sittenbild.

III.

Als Geschichtenerzähler ist Thomas Valentin stets auch ein Erzähler von Geschichte gewesen, ein Zeitschriftsteller im weitesten Sinn, der aus gutem Grund seine Texte immer wieder auf die historische Vergangenheit, in erster Linie heißt das: auf die Zeit des Nationalsozialismus, hin geöffnet hat. Sie bildet den Fluchtpunkt seiner lebenslangen Auseinandersetzung mit aktuellen Problemen der bundesrepublikanischen Gegenwart, die immer politisch, nicht aber ideologisch fixiert war. Daran ändert nichts, dass die italienische Landschaft für Valentin, der sich selbst zwischen 1966 und 1972 jeweils für mehrere Monate im Jahr an die Nordküste Siziliens, nach Cefalú zurückzog und seit 1972 ein Haus in Gardone Riviera am Gardasee besaß, im Laufe der Jahre zu einer zunehmend wichtigeren Inspirationsquelle werden sollte. In dem in den Valli Valdesi des Piemont spielenden Roman *Natura Morta. Stilleben mit Schlangen*

(1967 – in der hier als Druckvorlage verwendeten Ausgabe letzter Hand hat Valentin den Titel umgedreht) kommt beides zusammen: die Faszination für Italien und das Ziel, die Gegenwart für die (ihre) Geschichte durchlässig zu machen und von Faschismus und Krieg als Problem der aktuellen Zeit zu erzählen.

In *Natura Morta* hat Valentin die verdrängte Geschichte des italienischen Faschismus, des deutschen Nationalsozialismus und des Widerstands in einer vordergründigen Kriminalhandlung zusammengeführt, die aus den 1960er-Jahren den Blick zurückwirft auf die Vergangenheit. In der piemontesischen Kleinstadt Roccaccia deckt der Flickschuster Stefano Ricca 18 Jahre nach dem Krieg ein düsteres Geheimnis auf, in dessen Mittelpunkt er auf ungeahnte Weise selbst steht. Den Anlass gibt der Tod eines Fremden, dessen Umstände der seines Rotweinkonsums wegen als »Rotkehlchen« verspottete Stefano an der Polizei vorbei ermittelt. Mysteriös wie die Identität des Fremden sind die Umstände seines Todes: Die Spuren von Vipernbissen deuten einerseits auf ein Unglück als Todesursache; gefunden wird sein Leichnam andererseits in den Armen von Stefanos Mutter Rachele in den Ruinen des unzugänglichen Bergdorfs Bourel, in dem die seit der Hinrichtung ihres Mannes durch die SS verwirrte Frau allein ausharrt: als letzte Bewohnerin eines aufgegebenen Lebensraums, dessen Trümmer stumme Zeugen der zurückliegenden Verheerungen sind. Wie eine Pietà mutet das Bild an, das sich zunächst dem Bauern Pino Fornero, später der Polizei mit der heilkundigen »Maestra« bietet, die den Toten regelrecht in ihrem Schoß birgt.

Erst allmählich, und gegen den Widerstand vieler Alter in Roccaccia, die aus zum Teil durchsichtigen Gründen die Vergangenheit ruhen lassen möchten, klärt sich das Bild: Der Fremde war ein Deutscher, der in den 1930er-Jahren als Student einige Sommer bei dem walden-

sischen Pfarrer des Ortes verbracht und sich dort in Rachele verliebt hat. 1938 war er von Racheles Bruder aus dem Dorf vertrieben worden, weil Rachele seinem Werben nachgegeben hatte. Schwer misshandelt von Vater und Bruder sowie ihrem Verlobten, hatte die von ihrem Geliebten mit Stefano schwangere Rachele wenige Monate darauf den späteren Partisanenführer Ricca geheiratet. Er gilt fortan als Vater Stefanos.

Sechs Jahre nach diesen Vorfällen kehrt Racheles Geliebter als Einsatzführer der SS zur Partisanenbekämpfung nach Roccaccia zurück, wo er 24 gefangene Partisanen, darunter Battista Ricca, entlang der Straße aufhängen lässt, als diese sich weigern, den deutschen und italienischen Faschisten den Weg durch das unwegsame Gebirge zu ihren in den Bergen versteckten Kameraden zu weisen. Unklar bleiben die Umstände, die zur Verhaftung der Partisanen geführt haben. Klar ist, dass sie einem Verrat zum Opfer gefallen sind. Offen bleibt dagegen, wer seinerzeit der Verräter gewesen ist – möglicherweise Stefanos Onkel Pompeo Lombardini, möglicherweise aber auch der alte Mussolini-Anhänger Ermanno Castagnero, der die Aufdeckung der alten Geschichten fürchtet und Stefanos Nachforschungen mit allen Mitteln zu verhindern sucht, oder gar der einzige überlebende Partisan Corrado Tagliero. Viele, zu viele in Roccaccia haben manches zu verbergen und scheuen die Aufklärung der Vergangenheit.

Mit der Rückkehr des einstigen »Henkers« von Roccaccia an den Ort seiner Tat kommt nicht nur die verschwiegene »Wahrheit« ans Licht; für Stefano, der im Mörder den Vater erkennen muss, kommt die Geschichte auch in gewisser Hinsicht – das ist die verhalten optimistische Botschaft des Romans – zum Abschluss. Die Last seiner Schuld im Gepäck kehrt, der Mörder zurück nach Roccaccia, wo er Erlösung im Tod findet – darauf deutet das Pietà-Motiv der Totenbergung im Schoß der

einstigen Geliebten. Rachele Ricca wiederum, die ihren Sohn nach dem Tod ihres Mannes Battista verstoßen hat, da sie es nicht mehr ertragen konnte, in seinem Gesicht die Züge des Geliebten und Mörders zu sehen, nimmt sich ihrerseits mit Viperngift das Leben und verbrennt in den Flammen der von ihr selbst in Brand gesetzten Trümmer von Bourel. Stefano aber – und das mildert die tragische Wucht des Konflikts, die die Handlung gründiert – wird Roccaccia und die *Natura morta* der Valli Valdesi, wo er eine asoziale Außenseiterexistenz geführt hat, verlassen, um dorthin zu gehen, »wo der Wind am frischesten ist«.

IV.

Mit dem Fernsehspiel erobert sich Valentin im Übergang von den 1960er- zu den 70er-Jahren ein neues Ausdrucksmedium. Eine Zusammenarbeit Valentins und Peter Zadeks an der Verfilmung des Romans *Die Unberatenen* (*Ich bin ein Elefant, Madame*, BRD 1969) war noch am Unvermögen (oder auch Unwillen) Valentins gescheitert, den Stoff des gemeinsam mit Robert Müller dramatisierten Romans ein weiteres Mal zu bearbeiten. Spätestens seit 1969 aber arbeitete Valentin eng mit dem Fernsehsender von *Radio Bremen* an verschiedenen eigenen Fernsehspielprojekten, deren Sujets, Motive, Konflikt- und Handlungskonstellationen sich wenig nur von denen seines erzählerischen Werkes unterscheiden. Mit dem Fernsehspiel eignete sich Valentin ein Medium an, in dem er seine szenische Phantasie und seine Fähigkeit zum dialogischen Schreiben in ungleich breitenwirksamerer Weise einsetzen konnte als im Drama oder in der Prosa. Zehn Drehbücher entstanden in dem folgenden Jahrzehnt, die das Fernsehen in der kurzen Zeitspanne zwischen 1972 und Valentins Tod 1980 mit nicht geringem Erfolg ausstrahlte: *Anna und Totò* (1972), *Jugend*

einer Studienrätin (1972), *Selbstbildnis Béatrice S.* (1974), *Tod eines Mannequins* (1974), *Filmriß* (1975), *Eine Jugendliebe* (1977), *Schulzeit* (1977), *Stark wie der Tod* (1977), *Der junge Graf Keßler (Jugend, Liebe und die Wacht am Rhein)* (1978), *Grabbes letzter Sommer* (1980). Zum Teil hat Valentin die Drehbücher für diese Filme ganz unmittelbar aus seinen Erzählungen heraus entwickelt wie im Fall des Fernsehfilms *Jugend einer Studienrätin*, der auf die in diesem Lesebuch abgedruckte gleichnamige Erzählung aus dem 1969 erschienenen Band *Der Fisch im roten Halstuch* zurückgeht. Das in den Jahren 1940 bis 1944 spielende Fernsehstück verbindet das Thema der Aufarbeitung der Vergangenheit mit Valentins sehr speziellem Interesse an der Erziehung und Bildung Jugendlicher. Gedankliches Zentrum des am 12. Dezember 1972 zum ersten Mal im ARD-Programm gesendeten Fernsehspiels ist das Fortwirken der Vergangenheit in der Gegenwart. Film und Erzählung *Jugend einer Studienrätin* bieten eine Analyse der Gestrigkeit, die eine Antwort auf die Frage nach der anhaltenden Misere der Gegenwart in den Verletzungen und Verstörungen sucht, welche die mittlerweile als Lehrer und Pädagogen selbst erziehende Kriegsgeneration als Jugendliche in der Zeit des Nationalsozialismus erfahren hat. Beginnend mit der Einberufung des abgöttisch geliebten Vaters zum Dienst an der Front, markiert der von Rainer Wolffhardt in Szene gesetzte Fernsehfilm am exemplarischen Einzelfall der anfangs 13-jährigen Anwaltstochter Maxie Lewejohann Stationen einer Entwicklung, an deren Ende das zerbrochene, das deformierte Subjekt steht, das seine Erfahrungen – darauf zielt der Titel von Film und Erzählung gleichermaßen – in fataler Weise weitergeben wird. Das letzte Bild schließt in dieser Hinsicht den Bogen zurück zum Anfang des Films, der Eröffnung der Geschichte durch ein Ereignis des Einbruchs von Zeit in die von Problemen und Schwierigkeiten freigehaltene

Kindheit. Es setzt mit dem Tod der Mutter nicht nur ein Zeichen zum definitiven Ende der Kindheit und Jugend, es wirft implizit ein Schlaglicht auch auf die Bedingungen des Neuanfangs nach dem verlorenen Krieg: Am Arm des zum Krüppel geschossenen Vaters, zusammengedrückt von der Last eines ihr umgehängten Militärmantels, verlässt Maxie das Totenfeld des (deutschen) Friedhofs in eine ungewisse Zukunft.

Zugleich mit dem Psychogramm der traumatisierten ›neuen‹ Generation zeichnet *Jugend einer Studienrätin* das Porträt des gegenüber dem Nationalsozialismus versagenden Bürgertums. Die Familie Lewejohann steht in diesem Sinne für einen bildungsbürgerlichen Habitus, der sich erhaben glaubt über die Wirklichkeit; sie steht für eine ästhetische Kultur, welche die Politik mit ›Haltung‹ überstehen zu können meint, die mit ihrem Traditionalismus und ihrem Geschmack, ihren vorbildlichen Umgangsformen und ihrer Korrektheit aber versagt vor der Barbarei, die sie erst ermöglicht, dann als degoutant ablehnt und der sie schließlich mit Tod und (körperlicher wie seelischer) Verkrüppelung ihren Tribut zollt, während die ›schöne‹ Welt um sie herum zerfällt.

Scheiternde (an den gesellschaftlichen Verhältnissen scheiternde) Beziehungen, Zerfallsgeschichten und Auflösungsprozesse stehen im Zentrum all dieser Fernsehspiele Thomas Valentins; das unterscheidet sie nicht von seinen Arbeiten in den anderen Gattungen und Medien. Valentin hat diese Themen in seinen Fernsehfilmen immer mittels einer engen Verflechtung von Öffentlichem/Politischem und Privatem/Intimem (auch Autobiografischem) entfaltet: in der Form von Entwicklungsgeschichten, in denen sich Zeit- und Gesellschaftsgeschichte spiegeln. In »privaten Geschichten den Abdruck der Geschichte« finden, hat Valentin dieses Verfahren genannt, das seine Arbeit in Prosa und Film in gleichem Maße kennzeichnet, und für das die möglichst

exakte Rekonstruktion des historischen Hintergrunds die Voraussetzung bildet.

V.

Fünf seiner Drehbücher hat Valentin selbst noch zu seinen Lebzeiten veröffentlicht und damit den ›Werk‹-Charakter seiner Fernseh dramaturgie unterstrichen. Durch die Veröffentlichung gewinnt das Drehbuch literarischen Stellenwert und behauptet sich gegenüber den erzählenden und dramatischen Texten in seiner künstlerischen Eigenwertigkeit. Wenn in der vorliegenden Sammlung dennoch auf eine Auswahl aus Valentins Fernseh dramaturgie verzichtet wurde, dann allein aus Gründen der Umfangsbegrenzung. Aufgenommen wurden dagegen einige Proben aus Valentins lyrischem Werk, das Valentin selbst durchaus nicht als eine Nebenlinie seiner künstlerischen Arbeit verstanden wissen wollte, das er selbst aber erst, abgesehen von einigen wenigen verstreuten Einzelveröffentlichungen, 1974 in dem Sammelband *Jugend einer Studienrätin* in einer repräsentativen Auswahl zugänglich gemacht hat.

Die »Inhomogenität in der poetischen Artikulationskraft« (Irmela Schneider) dieses lyrischen Werkes ist der Kritik nicht entgangen. Traditionelle Reim- und Versgedichte, die den Einfluss Hesses nicht verleugnen können, stehen in Valentins Lyrik so neben Dichtungen in freien Rhythmen (mit klassischen Vers- und Strophenformen wusste Valentin offensichtlich wenig anzufangen); allegorisierende Gedankenlyrik wechselt sich ab mit Bänkelliedern, verspielte Nonsens-Texte stehen neben schwermütig-depressiven Gedichten, politische Satiren neben grotesken Miniaturen des Alltags. Die frühesten dieser Gedichte stammen aus den 1940er-Jahren, die letzten Gedichte entstanden im Todesjahr 1980, in dem Valentin selbst noch eine Gesamtausgabe seiner Lyrik zu-

sammengestellt hat (*Niemandslcht. Gesammelte Gedichte*).

Ebenfalls 1980 hat Valentin noch einmal ein größeres erzählerisches Werk vorgelegt. Den zwischen 1978 und 1980 als Ausdruck »späte[r] Meisterschaft« (Hartmut Steinecke) entstandenen Roman *Grabbes letzter Sommer*. Mit dem erbärmlichen Sterben des an sich, vor allem aber an den politischen und kulturellen Bedingungen seiner Zeit zu Grunde gehenden Dramatikers Christian Dietrich Grabbe im vormärzlichen Detmold des Jahres 1836 hatte Valentin nach eigenem Bekunden seinen Lebensstoff gefunden. Im Echoraum von Büchners Erzählung *Lenz*, deren nüchtern-lakonischen Duktus Valentins Roman teilt (zugleich mit einer Titelhommage an Hermann Hesse, den Förderer der frühen Jahre, und dessen Künstlernovelle *Klingsors letzter Sommer*), entwirft Valentin in *Grabbes letzter Sommer* das Psychogramm des zwischen Genie und Größenwahn scheiternden Künstlers.

Grabbes letzter Sommer ist der Roman einer glücklosen Heimkehr: die Geschichte eines Lebens am Nullpunkt, die keine Entwicklung mehr kennt, nur noch ausweglose Situationen. Müde und abgezehrt, die Last seiner zerstobenen Träume im Gepäck, mittellos und auf die Zuwendungen von Freunden angewiesen, kehrt Grabbe am 26. Mai 1836 in seine Heimatstadt Detmold zurück, die er zwei Jahre zuvor Hals über Kopf verlassen hatte, um die Enge der kleinstädtischen Residenz und mit ihr der ungeliebten bürgerlichen Existenz als Militärrichter, nicht zuletzt auch um die Misere seiner gescheiterten Ehe hinter sich zu lassen. Geblieben ist Grabbe, der alles hatte zerschlagen wollen und jetzt vor den Scherben seines Lebens steht, von seinen Revolten nicht mehr als der Ekel gegenüber der »guten« Gesellschaft, die sich in ihren Lebenslügen eingerichtet hat, und eine zum Bizarren neigende zynisch-aggressive, gleichermaßen tragi-

sche wie lächerliche Sonderlichkeit, aus der sich nur noch in seltenen Momenten der Theatervisionär erhebt, der »den Sauerteig der sozialen Gärungen« hatte »vorantreiben«, der Schluss hatte machen wollen »mit der knechtischen Vergangenheit: zerstören, um frisches Terrain zu gewinnen«. Valentin zeichnet diesen Grabbe zum einen als enfant terrible der bürgerlichen Gesellschaft, als unberechenbaren Exzentriker, der sich in selbstzerstörerischer Weise über die gesellschaftlichen, moralischen, ethischen und ästhetischen Konventionen seiner Zeit hinweggesetzt hat, als plebejischen Dichter, der – im Unterschied zu dem »Glücksbankert« Goethe, der die »Infamie« der Welt kunstvoll ausgeschmückt habe – »von unten« kommt: als den mit sich und der Welt zerfallenen Grenzgänger und Poète maudit. Vor allem aber ist Grabbe in Valentins Darstellung eines: der Musterfall des zwischen zwei Zeitaltern stehenden unzeitigen Genies und als solcher Spiegelbild deutscher Intellektualität – der zwischen zwei Epochen eingeklemmte Außenseiter im biedermeierlich beruhigten Deutschland, »Hamlet« (Eduard Duller) zwischen den Zeiten (Revolutionen, Ästhetiken), zwischen »Alt« und »Neu«, Absolutismus und Demokratie, Klassik und Realismus. Valentin selbst hat den Detmolder Dichter in diesem Sinne als »tragische« Erscheinung gedeutet: »Für ihn ging ein Riß durch die Welt, der durch keine Versöhnung, durch keinen Idealismus, keine Philosophie, durch keine Religion aufgehoben werden kann.« Grabbe habe »im Vormärz, zwischen zwei Epochen«, gelebt.

Die »große« Zeit von 1789 bis 1815 kennt er. Was 1848 geschehen wird und was sich abzeichnet über das Scheitern der Revolution von 1848 hinaus, hat er nicht im Blick. Für Grabbe ist die Zukunft verstellt. Es bleiben ihm schweifende Hoffnungen, aber er kann diese Hoffnungen nicht verwirklichen, weil er nicht die Gesellschaft vorfindet, in der er und sein Werk Platz hätten. (*Heimatland Lippe* 5/1980)

Müßig darüber zu spekulieren, wie viel an eigener Erfahrung in die Figur des an den Borniertheiten der Gesellschaft zerbrechenden Künstlers zwischen den Zeiten eingeflossen ist, zumal Valentin Grabbes Detmold selbst als austauschbaren Raum einer Inkongruenzerfahrung verstanden wissen wollte, auf deren Aktualität er bestanden hat. Valentin hat aus diesem »Lebens«-Stoff heraus, teilweise zeitgleich mit der Arbeit am Roman in seinem Haus am Gardasee zwar noch das Drehbuch für einen Fernsehfilm entwickelt, dessen Triumph aber – die Verleihung des *Adolf-Grimme-Preises* in Gold für das Drehbuch, für die Leistung des Regisseurs Sohrab Shahid Siless sowie des Hauptdarstellers Wilfried Grimpe – hat er bereits nicht mehr erlebt. Bereits am 22. Dezember 1980 war Thomas Valentin in Lippstadt freiwillig aus dem Leben geschieden.

Norbert Otto Eke
Dagmar Olsz-Eke

Textnachweise

Die Texte wurden chronologisch angeordnet und folgen der Fassung der Werkausgabe.

Frühlich: Thomas Valentin: *Werke in Einzelbänden*. Hg. v. Hartmut Steinecke [W], Bd. 11: *Niemandslicht. Gesammelte Lyrik. Erinnerungen an Hermann Hesse*. Hg. v. Heinz Schlüter. Oldenburg 2002, S. 60 – *Hölle für Kinder*: W 1: *Hölle für Kinder*. Roman. Hg. v. Walter Olma. Oldenburg 1998, S. 26-28 u. 90-92 – *Die Unberatenen*: W 3: *Die Unberatenen*. Roman. Hg. v. Hartmut Steinecke. Oldenburg 1999, S. 74-98 – *Goldlack (Bänkellied) – Tragisches Mobile*: W 11, S. 82 u. 93 – *Der Auftrag – Vincent malt einen Stuhl*: W 6: *Frühnachrichten. Käfige der Freiheit*. Erzählungen. Hg. v. Martin Decking. Oldenburg 2000, S. 34-42 u. 42-46 – *Idas Menagerie – Stilleben mit Schlangen. Natura morta*: W 5: *Stilleben mit Schlangen. Natura morta*. Hg. v. Michael Matthias Schardt. Oldenburg 1999, S. 186-197 – *Jugend einer Studienrätin – Käfige der Freiheit*: W 6, S. 190-201 u. 267-269 – *Bruchstück – Ertrinkend – Alter Hof*: W 11, S. 127, 128 u. 61 – *Schnee vom Ätna – Aber das da! – Turridu*: W 7: *Schnee vom Ätna. Sizilianische Geschichten*. Hg. v. Alo Allkemper. Oldenburg 1999, S. 14-15, 28-32 u. 120-125 – *Grabbes letzter Sommer*: W 5: *Grabbes letzter Sommer*. Roman. Hg. v. Norbert Otto Eke. Oldenburg 1998, S. 78-88.

– Zu den bio-bibliografischen Daten vgl. *Westfälisches Autorenlexikon*. Hg. i. A. des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe v. Walter Gödden und Iris Nölle-Hornkamp. Bd. 4: *1900 bis 1950*. Paderborn 2002, S. 841-846. Aktualisierte Fassung online unter: <http://www.autorenlexikon-westfalen.de>.

Ich kann nicht ohne Erfahrungen schreiben. Ich schreibe nicht, was ich nicht kenne. Aber ich mache keine Fotografie meiner Erlebnisse, sondern ich forme sie um in Bilder, in Vorgänge, in Dialoge. Und ich hoffe, daß sie ein Stück zeitgenössischer Literatur ergeben.

Thomas Valentin

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 16

herausgegeben von Walter Gödden

ISBN: 978-3-89528-660-5